

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, August 1927 Heft 8

Vom Berufsgewissen.

Von Paul Hoche.

Ein namhafter Schriftsteller ist der Ansicht, daß die Moral des Menschen am meisten gefährdet sei, wenn er in extremen äußeren Verhältnissen lebt, wenn also entweder die Not zu allerlei Unlugenden verleitet oder sehr günstige äußere Umstände die sittlichen Maßstäbe in ihm verwirren, daß dagegen die Mittelstraße sich auch hier als der goldene Weg erweise. Wenn das zutrifft — und es steckt eine Wahrheit in der Behauptung —, dürfen wir uns nicht wundern, daß heute auch unser moralisches Leben vielfach zusammengebrochen ist. Die Not lastet schwer auf uns allen. Aus den besseren Zuständen von gestern und ehegestern können sich viele noch nicht ins düstre Heute finden. Die allgemeine Verwirrung der moralischen Begriffe ist mit der Hauptgrund dafür, daß sich die einzelnen mit dem unsittlichen Handeln abfinden. Wie im Guten geht auch fortwährend im Schlechten eine ungeheure Denkeinflussung von der Gesamtheit zum einzelnen, von dem einen zum andern über.

Das Einzelleben wie das Volkschicksal werden heute viel mehr als früher von dem Berufsgedanken bestimmt. Wie früher das kirchliche, das religiös-sittliche Bildungsideal die Menschen segensreich erzog, so ist im letzten Jahrhundert die Berufsidee siegreich vorgeschritten und beherrscht vor allem das praktische Leben. Daher muß man sich des Zusammenhangs zwischen Sittlichkeit und Beruf bewußt sein, um den rechten Standpunkt für Arbeit und Leben zu gewinnen.

Das Berufsgewissen fehlt vielfach schon bei der Berufswahl. Diese erfolgt gar oft von falschen, und zwar äußeren Voraussetzungen aus. (Der vielbefehdete „Kastengeist“ ist keineswegs, wie man gemeinlich anzunehmen pflegt, das Steckpferd einzelner Gesellschaftskreise, sondern findet sich, mehr oder weniger scharf ausgeprägt, in allen Volksschichten.) Was bringt der Beruf ein, welche Vorzüge gewährt er? Wie paßt er zu den Anschauungen der Familie, des Standes? Das sind in der Regel die ausschlaggebenden Gründe. Selbstverständlich dürfen diese

mit erwogen werden, aber man sollte ihnen doch nie die allein ausschlaggebende Rolle zuerkennen. In erster Linie sollte, wie schon der Name andeutet, die innere Berufung, also Neigung und Anlage, bestimmen, wenigstens in allen den Fällen, wo beides klar erkennbar ist.

Es kommt aber auch nicht allein darauf an, welchen Beruf wir treiben, sondern wie wir ihn ausfüllen. Denn an sich kann ein jeder Beruf versittlicht werden. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, steht der gute Minister nicht höher als der gute Tagelöhner. Im wirklichen Leben ist es freilich so, daß die Berufe nicht immer nach ethischen (sittlichen) Gesichtspunkten beurteilt werden. Im Gegenteil: gerade mit der reichen Verzweigung der Berufe ist eine manchmal bis ins Lächerliche gehende verschiedene Wertschätzung eingetreten. Standesdünkel ist aber nur möglich, weil wir zu häufig den allgemeinen, den wichtigsten Gesichtspunkt verfehlen, eben den sittlichen. Es trüge viel zur Volksversöhnung und Berufsfreudigkeit bei, wenn man jeder guten Leistung auch die gebührende Achtung zollte.

In der Hauptsache wird jeder Beruf mit aus materiellen Rücksichten ausgeübt; er soll uns Geld eintragen, uns und unsere Familie ernähren, uns einen erwünschten Platz in der menschlichen Gemeinschaft verschaffen. Wer wollte auch die Notwendigkeit, den Wert dieser Zwecke verneinen? Aber diesen Zielen sind gewisse Schranken gesetzt, die uns die ewigen Forderungen der Sittlichkeit aufrichten. Nur zu häufig aber werden diese Grenzen überschritten, weil zwei Triebfedern im Menschen ein zu großer Spielraum gelassen wird: der Sucht nach Glück oder Genuß und nach dem Nutzen.

Das Berufsgewissen verlangt unbedingt, daß wir diese Klippe erkennen, halt bei ihr machen, uns klar darüber werden, ob wir vom Standpunkt der Sittlichkeit verwerflich handeln oder auch bei strenger Kontrolle die Billigung unseres inneren Richters finden.

Der Beruf ist nicht dazu da, um durch ihn reich zu werden, sondern umgekehrt: er soll uns Geld einbringen, damit wir

Geschäft und Beruf, als die zwei Auffassungen der Arbeit, stehen sich unvereinbar gegenüber. Man denke sich tief in den Sinn und Klang dieses Wortes hinein: berufen sein. Die Arbeit selbst ist da das sittlich Wertvolle.

*

Spengler.

Nicht was ich habe, was ich schaffe ist mein Reich.

*

Carlyle.

Deutsch sein heißt: eine Arbeit um ihrer selbst willen tun.

*

Richard Wagner.

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.

*

Alfred Krupp.

Die größte Überredungskunst des Menschen liegt in seinem Leben.

Hermann Stehr.

gute Arbeit leisten können. Das gute Werk schlägt in seiner Wirkung unendlich weite Wellen; es erfüllt fürs erste den nächsten Zweck, es gefällt sodann und wird dem andern zum Muster, uns selbst zur Freude, zum schönsten Lohn und dadurch zum Antrieb für neues Schaffen. Es ist nicht der geringste Segen der guten Arbeit, daß sie den Menschen verinnerlicht, daß sie die tiefsten Kräfte des Geistes, Leibes und der Seele weckt und damit schließlich auch bei allen denen Liebe zum Beruf erweckt, die ihm innerlich einst nicht zugetan waren und sich vielleicht sonst in bitterer Tragik nutzlos verzehrten.

Berufsgewissen brauchen wir auch aus Rücksicht auf unsere Mitmenschen. In der Regel führt uns der Beruf in einen größeren oder kleineren Kreis hinein, bringt uns mit Gleichstehenden, Untergebenen, Vorgesetzten zusammen. Wir stehen vor diesen Leuten wie auf einem Präsentierteller. Sie beobachten uns und beurteilen unser Werk, sie richten sich nach uns, nehmen uns als Beispiel, oftmals sogar unbewußt. Es geht ständig eine gewisse Suggestion von uns auf die andern aus, der sich schließlich kein Mensch ganz entziehen kann. Wie viele Male mag heute gegen die Gebote der Sittlichkeit verstossen werden, nur weil sich viele sagen: Ach, der andere handelt ja nicht besser! Von diesem Stand-

punkte aus gesehen, wird unsere Persönlichkeit, sei sie sonst auch noch so unbedeutend, unendlich wichtig. Es wird in gewissem Sinne jeder ein Führer, ein Vorbild für die andern, jeder ist daher bis zu einem gewissen Grade verantwortlich für das Tun der andern. Müßte uns diese Erkenntnis nicht zum ersten Ansporn werden, unsern Beruf so vorbildlich wie möglich auszuüben?

Wir sind nun einmal in eine Gemeinschaft hineingeboren und müssen uns danach richten. Da ist zunächst unsere Familie, deren Wohl und Wehe von unserer Berufsarbeit abhängt. Unsere besondere Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß sie das rechte Verhältnis zu unserm Beruf gewinnt, daß wir selbst die rechten Grenzen innehalten, die unsere Berufs- und Familieninteressen verbinden und auch trennen. Da sind die Menschen, die mit uns zusammen arbeiten, die Berufsgenossen im weitesten Sinne, denen wir das Leben, soweit es geht, leichter machen möchten. Da ist die große Volksgemeinschaft, für die wir zwar nur die Bedeutung einer kleinen Zelle besitzen, aber deren Sein wir als geringer Teil doch mitbestimmen. Alle diese Erwägungen verstofflichen unsern Beruf und heben uns über eine kleinliche, egoistische Betrachtungsebene hinaus.

Aus einem alten bergischen Hammerbuch.

Von Dr. Friedrich Schubert.

In vielen Tälern des Bergischen Landes waren schon seit dem 16. Jahrhundert und bis weit ins 19. Jahrhundert hinein zahlreiche Hammerwerke im Betrieb, welche die Wasserkraft der Bäche ausnützten. Manchdieser Hammer hat bis heute noch nicht die Konkurrenz der Dampfhammer und der Großindustrie stilllegen können, manche arbeiten in der Art weiter, daß sie heute neben der Wasserkraft auch die modernere Dampf- bzw. elektrische Kraft in ihrem Betrieb verwenden. Zu diesen gehören auch die früher im Besitz der Familie Ufer befindlichen, damals als unterer und oberer Ufershammer (später Nordheller und Berghäuser Hammer) bezeichneten Hammerwerke im Leppetal bei Berghausen im Oberbergischen¹.

Das noch für die Zeit von 1796 bis 1804 erhal-

¹ Vgl. den abgebildeten Auf-
satz „Ein alter Eisenhammer im
Leppetal“ in Jahrgang 1921,
Heft 6 des „Werk“. — Dort
ist auch eine Beschreibung von
dem heutigen Zustand des
Nordheller Hammers gegeben.

Compagnie Unterme Conto		W	S
1797	May 21	124 corn ein in 124 in	37 22
	3	11 11 1/2	
	26	45	
	3		
	6		
	32		
	15		
	12		
	12		
	27		
	20		
	18		
	32		
	45 12 1/2		

Handschriftbild aus dem bergischen Hammerbuch.
(Verkleinert.)

tene Hammerbuch der Ufershammer läßt uns einen interessanten Einblick tun in den Betrieb eines solchen Hammerwerkes um die Wende des 18. Jahrhunderts. „Moriz Ufer und Sohn“ hieß damals die Firma, die „in Compagnie“ bestand mit Peter Heuseren. und (ab 1803) mit Heinrich Zapp. — Das Hammerbuch enthält zunächst in einem „Stabeisenkonto“ genaue Angaben über das Quantum des bezogenen Stabeisens, dazu die Namen der Fuhrleute und Zwischenhändler und die Kostenabrechnung für Standgeld und Fuhrlohn. Manchmal wird das Eisen „directe aus dem Nassau“ oder „directe aus dem Siegenerland“ geholt, am häufigsten jedoch kommt es aus der Zwischen-niederlage in Derschlag. Die Fuhrten fasten meist je 6 Stück Stabeisen zu insgesamt 1000 kölnische Pfund Gewicht. Durchschnittlich 70 000 Pfund Eisen wurden damals jährlich verschmiedet, zu deren Heranschaffung etwa 270 bis 300 Reichstaler Fuhrlohn bezahlt wurden.

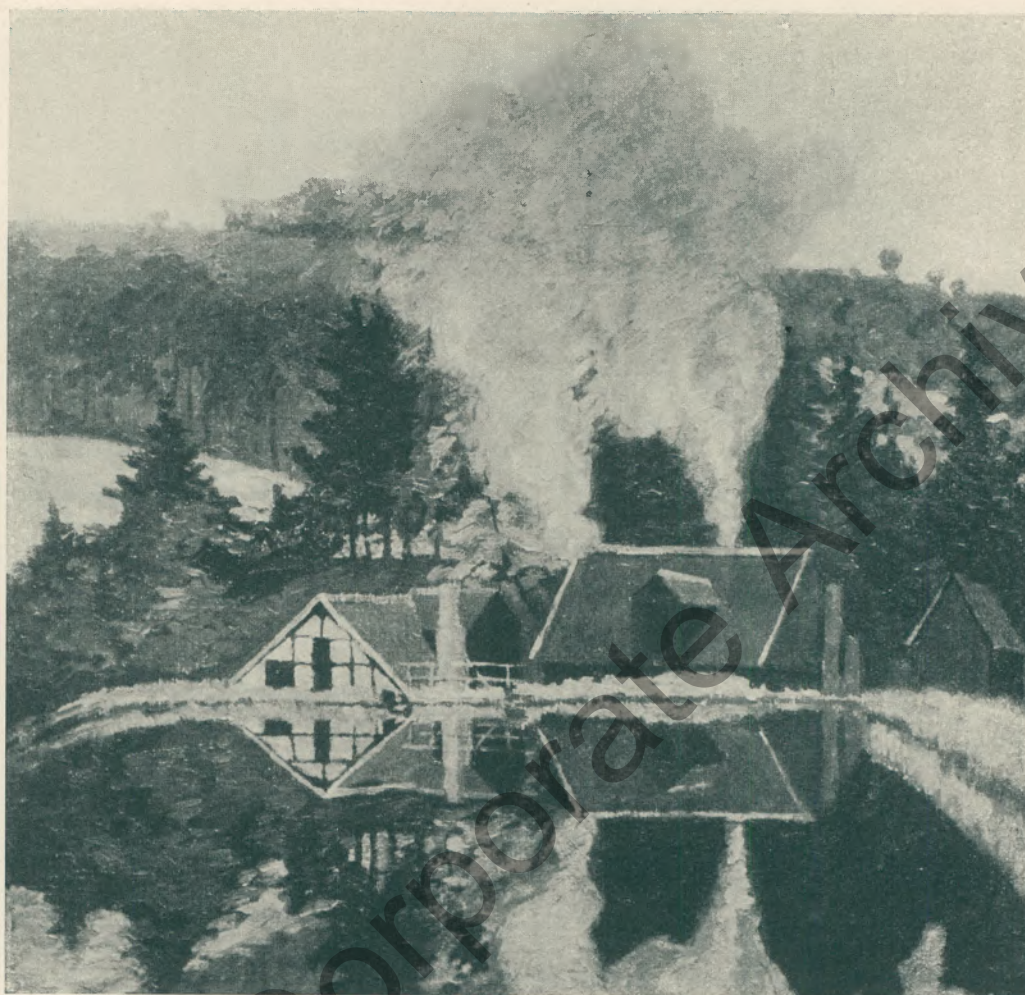
Das „Steinkohlenkonto“ besagt leider nirgends, woher die Kohle zur Verschmiedung des Eisens bezogen wurde. Sie wurde ebenfalls in Karren zu meist 9 bis 10 Eimer² (das alte Kohlenmaß) angefahren; der Preis für 10 Eimer schwankt zwischen 10 Reichstaler (1796) und nur 6 Taler 20 Stüber (um 1800)³. Verbrannt wurden jährlich über 300 Eimer = 30 bis 32 Karren Kohle.

Weitere Aufzeichnungen über den Verkauf des verschmiedeten Eisens enthält das „Fertigeisenkonto“. Das verarbeitete Material ging meist in Form von sogenannten „Bündchen“ (Bündchen von Stäben) unter bestimmtem „Signo“ aus dem Betriebe heraus. Ein solches Bündchen war 200 bis 250 kölnische Pfund⁴ schwer. Im Geschäftsjahr 1797/98 (1. Mai bis 30. April) wurden hergestellt und verkauft: 52300 Pfund, 1798/99: 68600 Pfund, 1799/1800: 61800 Pfund Fertigeisen. Das jeweilige Jahresquantum schwankt also stark.

Das letzte Konto, das „Unkostenkonto“, ist deshalb am interessantesten, weil es, meist in heillosen Durcheinander, die aller verschiedensten Ausgabenposten enthält. Hier sind zunächst die zahlreichen Reparaturen und Neuanschaffungen von Werkzeug und Hammer teilen verzeichnet. Oft mußte ein Band neu gestählt, geißelt oder gestößt werden — Deuren, Hölz oder Säal (Sattel) waren neu zu machen. Der Blasbalg wird ersetzt, dazu benötigte man „Balgleder“ oder 20 Pfund „Haut“ im Werte von 10 Taler; auch Kalbleder zu Riemenleder wird angeschafft. Eine neue Hammerachse, ein Schmiedestock, ein „Reidamboß“ (kostet 60 Taler!) werden gekauft.

Häufig notiert sind Geschäftsreisen. Eine dreitägige Tour ins Siegenerland kostete 1 Taler 11 Stüber — die „diät“ (Diäten) befrugen für diese drei Tage nur 45 Stüber (2,25 Mark). Auch „ins Remscheid“, „ins Kronenburg“, „nach der Gemark“, nach Köln und nach Krähwinkelbrück führten oft diese Reisen den Besitzer des Hammers. Gewissenhaft werden auch die Unkosten notiert, die Geschäftsfreunde als Logiergäste verursachten: „N. N. eine Nacht bei uns logiert, für Abend-Essen und Morgen Kasse nebst 1/2 Maß Wein in Lote 1 Taler 2 Stüber“ — so ist oft vermerkt.

Häufig findet sich dann als Unkostenverursacher auch leider der „Brandwein“, der viertel- und halbmäßweise „in den Hammer getan“ wurde. Einmal werden „sechs Pfund gebläute Fisch“ im Werte von 1 Taler 12 Stüber nach Lima geschickt an einen Geschäftsfreund, weil er freundlichst „eine Kahr Eisen in Verwahr gehalten“ hatte. Ein andermal erhält ein Knecht einen neuen Hut oder gar ein „ostindisch Schnubtuch“ — damals eine vielbegehrte Rarität und



Der Nordheller Eisenhammer.

neueste Mode! — zum Maitag als Geschenk, und schließlich erfordern Postgeld, Tran, Schmieröl und ähnliches mehr noch manche Ausgabe.

Eine Bilanz ist in dem Hammerbuch nicht aufgestellt; zwar sind die Jahreskonten stets zusammengerechnet, es scheint aber außer dem vorliegenden noch ein zweites Buch geführt worden zu sein, das die hier leider fehlenden genauen Abrechnungen der Einnahmen (für das Fertigeisen) und der Ausgaben (für das bezogene Stabeisen) enthielt. Aus verschiedenen Anhaltspunkten können wir diese aber ungefähr richtig errechnen und erhalten dann bei vorsichtiger Schätzung dieser Posten und unter Benutzung der in unserm Hammerbuch aufgerechneten Jahreskonten etwa folgendes Bild von der Bilanz des Geschäftsjahres 1799/1800:

Ausgaben wurden gemacht für:

Stabeisen (Roheisen, 70 000 Pfund)	3000 Taler,
Kohle mit Fracht	220 „
Roheisenfracht	270 „
Fertigeisenfracht	220 „
Unkosten	450 „
Zusammen etwa	4160 Taler.

Da etwa 62 000 Pfund verschmiedetes Eisen (Fertigeisen) in diesem Jahre verkauft wurden zum Preise von 70 Taler für je 1000 Pfund, demnach also etwa 4340 Taler Einnahmen erzielt wurden, betrug der Reinverdienst noch nicht ganz 200 Taler. Der Gewinn einschließlich des Lohnes sicherte dem Besitzer ein zwar genügendes, aber selbst für damalige Verhältnisse nicht allzu großes Einkommen. Reichtümer konnten an solchem Hammerbetrieb nicht verdient werden.

² Ein Eimer = rd. 140 Pfund.

³ 1 Stüber = 5 Pfennig, 1 Reichstaler = 60 Stüber. Die Kaufkraft des Geldes war damals natürlich weit größer als heute, besonders für Lebensmittel und Nicht-Industrieartikel. ⁴ Ein kölnisches Pfund = 468 Gramm.



W. Roerts, Hannover.

Stätten der Arbeit.

Bilder aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

Von Fritz Mielert, Dortmund.

Es gibt kaum Reizvolleres im großen Reich der Industrie als die zahlreichen rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlwerke, von denen ein einziges je nach seiner Größe 1000 bis 10 000 Menschen Lebensmöglichkeit gibt. Die eigenartige Schönheit dieser Werke bei gewissen Luftstimmungen, namentlich an Nebeltagen oder abends, wenn die Thomasstahlwerke den Himmel flammend röten und die ungezählten Bogenlampen und Glühbirnen die Nacht wie mit blühendem Diadem schmücken, kann schwerlich geschildert werden. Wenig gewürdigt werden die Schönheitswerte dieser Arbeitsstätten, am wenigsten naturgemäß von den Arbeitenden selbst. Aber auch diejenigen, die des Abends oder am Tage das große westdeutsche Industriegebiet im Zuge durchfahren, denen also doch zum Teil wenigstens diese Welt nicht alltäglich ist, werfen kaum einen flüchtigen Blick auf die oft wilddämonische Schönheit. Maler und Zeichner wissen diese Werte allerdings besser zu schätzen, und Legion ist die Zahl der Holzschnitte, Radierungen und Gemälde, die die Industrie zum Vorwurf genommen haben. Und doch kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß kaum eine dieser Schöpfungen die Wucht und Gewalt dieser eisernen Arbeitsriesen wiederzugeben vermag, geschweige denn die wundersamen Lichtreize der Feuererscheinungen und glühenden Dämpfe. Bald ist die Wiedergabe zu dürftig, bald übertrieben, nirgends wird die allein schon hinreichende, Auge und Seele packende Wirklichkeit vollwertig gebannt. Auch photographische Aufnahmen vermögen nur Ahnungen von dem zu geben, was sich einem Schönheitskundigen bei einem Gang durch einen dieser Tempel der Arbeit erschließt.

Gewiß, die Arbeitenden selbst haben wohl höchst selten Zeit und Lust zu Schönheitsempfindungen. Die alltägliche Gewohnheit hat zumeist die Sinne abgestumpft. Trotzdem, unter den Laufenden von Arbeitskräften gibt es genügend viel tiefveranlagte Naturen die sehr wohl täglich aufs neue die wundervollen Reize ihrer Arbeitsstätte zu fühlen willens sind.

Schon allein das Gebiet als solches ist von ungeheurer Eindruckskraft. Man vergegenwärtige sich doch: Es dröhnt zwischen Ruhr und Lippe und Rhein in wahrhaft beethovenischer Wucht rhythmischer tiefer Bässe und finster hoheitsvoller Harmonien der deutschen Landschaftssymphonie düsterster und gewaltigster Teil. Während anderwärts gar nicht oder nur an wenigen Stellen das Lied der Arbeit in die Tiefen dringt, ist es hier ein in ganz Europa beispielloser Aufwühl der innersten Herzgründe der oberen Erdschichten. In einer Ausdehnung von etwas über 80 km Länge und 35 km Breite gräbt sich die ernste Arbeitsmelodie bergtief hinab, läßt keine Schicht der Erde unberührt und bohrt sich mit hartem Takt immer tiefer und immer breiter in die schwarze, schweigende Ruhe der ihrer Erweckung harrenden vorzeitlichen Sonnenkräfte. An der Erdoberfläche aber ist es über das ganze Gebiet hin ein Lohen und Glammen an vielen Stellen, leuchten die Feuer dunkelrot in den Lämpeln und Flüssen des Landes wider und wecken des Nachts den Anschein, als ständen tausend Dörfer und hundert Burgen und Schlösser in Brand. Zwischen diesen Bränden stehen die pechschwarzen, scharfkantigen Häuserblöcke der Ortschaften, bald wie aufgebäumte starre Lavaströme anzuschauen, bald feierlichen

Friedhöfen mit zuhauf getürmten riesengroßen Steinsarkophagen gleichend. Am Tage kann man die gelbgrauen Nebel und den bleigweiß rieselnden Regen, beides Erscheinungen, die hier häufiger als Sonnenglut sind, als passende Umrahmungen dieser Landschaft ansprechen. In ihnen erscheinen nur die zunächst befindlichen Dinge als wirklich. Alles, was kaum hundert Meter und mehr entfernt ist, wird zu Schemen, zu einer Art Sata Morgana des Ruhrlandes. Häuser, Fördertürme, Schornsteine, Kühltürme graublau ins silbrige oder schwefliggelbe, zuweilen fliederfarbene Grau hineingewischt mit gigantischen Umrissen, die Hochöfen und Schlackenhügel wie Riesenburgen und Werkstätten des Hephästos, von bleichen Flammengluten durchrötet, zum Himmel Wolken quillend mit farbigen Dämpfen, die sich weich in das Grau wühlen.

Und dann die einzelnen großen Werke! Starr aufgerichtet stehen die Säulenformen der Winderhitzer und Hochöfen vor uns. Losendes Zischen rundum, tönendes Klangpoltern, dazwischen eintönig schleuniges Hinschlurren der Kohlenwagen in den Seilen der Förderbahnen, aufsteigende, hinschwebende Andachtsperlen eines nie endenden Rosenkranzes der Arbeit. Neben uns eine feuerumwölkte Lokomotive mit funkenversprühenden Eisenkübeln voller Schlacke. Mühsam im Sichtaufzug zur Höhe klimmende erzgefüllte Wagen, den Ofen fütternd, der ein unersättlicher Moloch ist. Schornsteine ragen feierlich nebeneinander, rauchdurchblutet. Den gewaltigen Rümpfen der Winderhitzer entspringen Äste wie Arme und Schenkel, aufringend erhoben und sich mit anderen Gliedmaßen ähnlicher Kolosse vereinigend, verzweigend, umwunden von schwächerem Geschling durcheinandergewürmter Rohrschlangen. Hier und da ein tigerhaft heißwütiges Gauchen dieser Schlangen oder der wie Riesenwürmer in Ecken zusammengewirren kleineren, dicken Rohre. Nichts ist starr und leblos, alles lebhauchend, Feuerblut und Blutbrodem!

Und zwischen allem die ohrenbetäubend zischenden, ewig kalten Wasserschweiß in Strömen schweißenden Hochöfen, von Zeit zu Zeit flüssige Schlacke und flüssigen Stahl rosarot und milchweiß blutend. Und dies Blut höllenheiß in sandigen Adern hinrinnend, hinabspringend in herangeschobene Wagen, die stillgeduldig mit der wabernden Glut sich füllen lassen, Feuerfunken versprühend.

Wunderprächtigt, wenn die Nacht ihren grünblauen Mantel über das Land hängt und die Eisensäulentempel, unten rot-

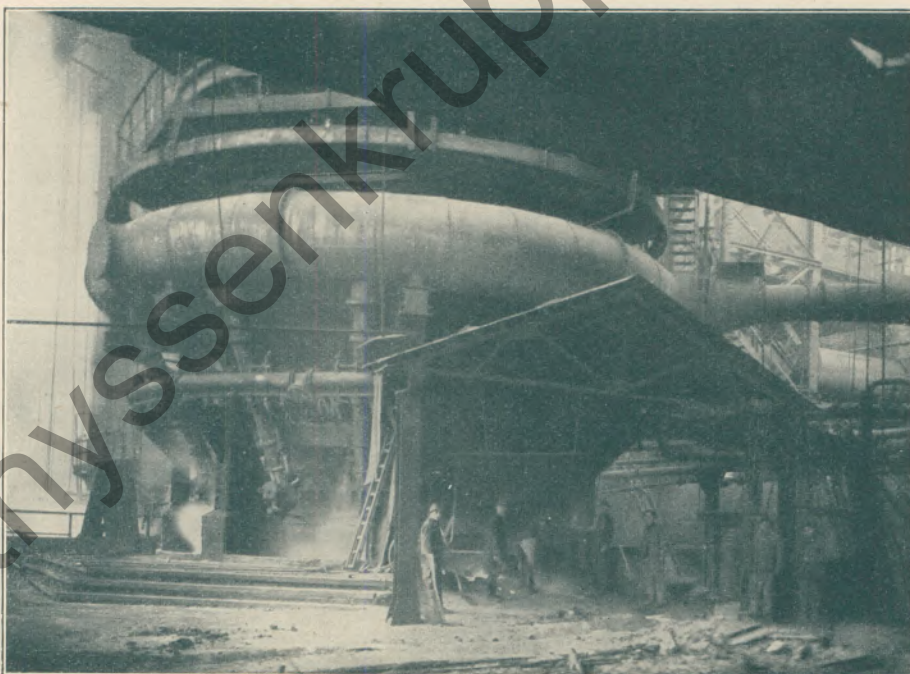


Am Hochofen.

F. Mielert.

umflammt, oben unergründbar, in der Dunkelheit des Märchenmantels vergehen, die rinnenden Feuer am Boden höllenprächtigt lohen.

Im Schatten anderer, von Rohrschlangen stolzleibig umschlungener Säulen pocht ein dumpfes Pulsen, gleich dem eines ungeheuer großen Herzens. Durch alles gigantische Geräusch, das wie Ermunterungen und Zurückschreckungen von Göttern und Unholden ist, dröhnt dumpf dieser auffallende Blutschlag des großen Herzens. Er kommt von den Gasmaschinen, die in der Tat das Herz des Werks bedeuten. Wenn sie stehen, ruht das ganze Werk. In der bahnhofsgroßen Halle des Thomasstahlwerks brennt, hoch unter der Decke hängend, eine rosa-blau-grünlich leuchtende Stichtlamme mit einer Heftigkeit heraus, die nur ein Vulkan im Zustand seiner stärksten Eruption aufzubringen vermag. Nun schwenkt dieser Konverter in die Halle hinein und rauscht und zischt mit schreiendem Geföse seine Feuerfontäne gegen die Decke. Ein unbeschreiblich herrliches Feuerwerk von Millionen rotblitzender, vielzackiger Sternchen sprüht und füllt die Halle an, die glühend hell wie das Innere eines Ofens wird. Laufkräne tauchen aus dem Dunkel auf, tragen schwebend in großen Schwingungsfäden schwere Riesentöpfe, lassen diese nieder, heben andere, rauchende auf — Eisen schwappt aus ihnen heraus, knallt explo-



Am Hochofen.

F. Mielert.

dierend wie Granaten auf den Boden, — schweben weiter, verglühn im Dunkel des Hintergrundes, während das Feuerwerk des Konverters erdunkelt und aus der Höhe Schlacke, dann Stahl mit feenhaftem Furfengischt, ein Feuerwasserfall,

eiligst hinauszusegeln, mit sich überschnappendem Dampfgepuff, als verfolge sie jemand, der ihnen die wild aufsteigende leuchtende Last rauben will, oder als könnten sie es nicht erwarten, sich eine zweite zu holen.



Abstieg.

E. Roerts, Hannover.

in eine Pfanne stürzt. Draußen ist frühes Tageslicht, blaugrauer Gasdunstnebel, durch den kleine, schwarze Teufelslovmotivchen herauschleichen, vor denen langbeinige Jungen in großen Säen wie warnende Herde herspringen, heranschleichen, hinterrücks mittels einer langen Stange an einen Wagen mit einer Pfanne glühenden Eisens sich haken, um dann plötzlich, mit heiser unterdrücktem Pfiff, wie verrückt geworden,

Man sagt vielleicht: Das alles ist durch eine zu rosigte Brille gesehen. Man schilt die ragenden eisernen Riesen rußgeschwärzte, staubdurchschweißte Schmaroher der westdeutschen Erde. Gewiß, sie sind rußgeschwärzt und staubdurchschweißte, aber es sind Stätten der Arbeit. Jede Arbeit hat die ihre eigene Poesie. Allerdings, es gehören Augen dazu, die fähig sind, im Alltag nicht nur die schicksalhafte Prosa zu erblicken.



Stahlguß.

W. Noerts, Hannover

Die unsichtbare Hand.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Rudolf Dibrich.

Der Betriebsführer über Lage, Ernst Groböhn, durchschreitet achtsam und gemessen das Werk. In jeden Winkel späht das scharfe Auge, prüft Ventile, Rohre, Ableitungen und bleibt sinnend haften an dem lebensprühenden Bilde, das sich ihm allerorts immer wieder neu bietet. Fleißige Hände, kohlenrußgeschwärmte Gesichter und halbnackte Menschenleiber künden vom stahlharten Willen, sich übergewaltigen Eisentriesen und Hyklopen zum Zweikampf zu stellen. Mensch und Maschine! Ein Ewigkeitskampf!

Mit bedachtsamer Geste betritt der Gewissenhafte nun die Bühne der Kokerei, übersieht den hämmernenden Gang des Werkeltages und steht vertieft und ergriffen von der erhabenen Schöne und Kraft, bis ihn stickende Rauchschwaden weitertreiben.

Aus den geschlossenen Türen der Koksöfen quellen Blut und Qualm; Flammen schießen wie züngelnder Schlangen Zungen aus winzigen Öffnungen, und Hitze ist wie verzehrender Hauch.

Nun reißen vom Feuer überflackerte Arbeiter eine graue Tür auf, und rote, glühende Koksmaße fließt gleichsam zu Boden, bröckelt und stürzt, reißt andere, neue Klumpen mit. Die wuchtige Masse des Drückers drängt sich langsam, unablässig in den glühenden, brandenden Rachen, schiebt, rückt, reckt immer neue Kräfte, bis endlich die ungeheuren Glutmassen auf die Eisenbühne prasseln. Sengende Hitze springt die Leute an, die jetzt mit Wasserschlau und Hacken dem brodelnden Niesen zu Leibe rücken. Weißer Rauch schlägt um alles seinen flatternden Mantel.

Ernst Groböhn trinkt dieses Bildes Schwere in sich.

Mit schlurfenden Schritten nähert sich der Lampenarbeiter Jan Matthes. Die dunkle Schirmmütze trägt der Alte ein wenig in die Stirn geschoben, so daß einige der spärlichen grauen Haarsträhnen sich um die Schläfen ringeln. Er gehört mit zum eisernen Bestand der Zeche. Freundlich richtet der Betriebsführer das Wort an ihn: „Nun, Matthes, was gibt's?“

Umständlich setzt der Angeredete seinen Werkzeugkasten ab, weist zur hohen Bogenlampe hinauf und äußert: „Neues Seil auflegen, Herr Betriebsführer! — Muß mal wieder sein!“ — die letzten Laute irren wie ein überbegehrliches Gebrumm, und nur der Eingeweihte versteht Sinn und Gedanken.

„Aber Vorsicht, Matthes! — Vorsicht! — Ihr wißt — Starkstrom!“

„Mag schon sein! — Werden's schon kriegen! — Nur keine Bange nich! — Die Arbeit macht der alte Matthes schon an die dreißig Jahr!“ Und mit ruhigem Bewegen wendet er sich der Bogenlampe zu.

„Wo bleibt mit der verfluchte Kerl, der Klusen?“ Fragend, suchend blickt Jan Matthes seinen Weg zurück.

Da kommt der Gesuchte — Gustav Klusen, Elektromaschinist — auch schon eilend gesprungen. „Na, Jan, nun kann's losgehn! Hasten das Seil parat? — Her damit!“

Der hohe Mast schüttelt sich, als wolle er den Klimmenden abwerfen, und die große Kugellampe schaukelt am schwanken Draht wie lustiges Kinderwiegespiel. Immer wieder schaut man auf, prüft und knüpft, bis endlich beide zufriedenen Sinnes die Werkzeuge einframen. Jan Matthes sendet noch einen Blick am Mast empor: Das wär' geschafft! Und zu seinem Kameraden gewendet: „Nu Strom drauf, ob alles klappt!“

Da trottet Gustav Klusen davon in die Maschinenhalle. — Ein unweltlicher, quälender Schrei fällt wie ein Wolkenbruch aus der Luft auf alle Arbeiter, reißt dem Betriebsführer die Schulter herum und sticht ins Fleisch wie mit scharfen Spitzen. Und die Gestalt des Lampenarbeiters, der am Lampenmast steht, die eine Hand an der Drehkurbel und die Linke auf der Seiltrommel, windet sich, dreht sich,

sackt tiefer und tiefer, scheint mit den Sekunden schmaler zu werden, sich aufzulösen.

Hinzu springt Ernst Groböhn, helfende Hand zu bieten. Blickegleich wird in ihm ein Gedanke wach: Finger im Zahngetriebe! Schon reckt er seinen Arm, streckt ihn, um den Bejammernswerten aus seiner Notlage zu befreien, als, wie von unsichtbaren Mächten gehalten, seine Hand in gleicher Lage bleibt, sich nicht weiterzustrecken vermag, sondern in seltsamer Schwere zurücksinkt. Ein eigenes, nie erfülltes Empfinden von Fernsein und Losgelöstheit wogt in dem Manne, das er nimmer noch vorher verspürte und das Willen und Tat auslöscht.

In diesem Augenblick rückt Jan Matthes empor, ein Atmen wie aus letzter, schwerster Not preßt sich aus seinem Innern, und langsam, so unsagbar langsam — müde — müde — willenlos lösen sich seine Hände vom kalten Eisen. Der Alte schüttelt sich wie unter Frösteln, blickt verloren gerade aus, vor sich nieder und reibt immer wieder Hände und Arme, als müsse er sich ihrer vergewissern. Nun trifft sein Auge auf den Betriebsführer, und nur das eine Wort gleitet von toten, blaubleichen Lippen: „Strom!“

Unter der Wucht greller Erkenntnis erzittert Ernst Groböhn. Berettet! — Dem Tode entronnen! — Dem Leben geschenkt! Und Jan Matthes und Ernst Groböhn schauen einander in ihre Seelen, wissen, daß sie seit dieser Sekunde Brüder sind — dem Tode gleich nah — dem Leben gleich neu geschenkt.

Im großen Maschinenhaus steht gerade und aufgerichtet an der Schalttafel Gustav Klusen. Sein Denken geht noch einmal der Arbeit nach, die dort draußen vor Minuten geleistet ward. Und damit drückt auch schon seine grobe, schwarzfettige Arbeitsfaust mit einem Ruck den Hebel nieder. „Laß Strom drauf“, hatte sein Kamerad ihn geheißen. Nun ist der Pflicht genügt und alles gut! Aber seine Gedanken wirbeln, rechnen, prüfen, laufen wie im ewigen Kreise, werden zum Meere von vielerlei Fragen, die mit unweltlich großen, warnenden Augen an seiner Seite stehen, die ihn immer wieder hin und her treiben, ihm kaum kleine Rast vergönnen. Unzufrieden mit sich selbst, ärgerlich und böse über den drückenden Alp schüttelt der Maschinist unwillig den Kopf: Was ist das nur heute!

Und jetzt? — Kalt kriecht's an seinem Rücken herauf! — Jetzt — langsam, immer stetiger hebt sich sein Arm, Muskeln straffen sich, Finger werden lang, greifen den Hebel und werfen ihn — zurück. Und sein Wille zerbricht unter einem unwiderstehlich drückenden Zwang. — Und da — da — es reißt den starken Menschen zusammen — in voller Klarheit flammt vor ihm das Bild. Das Bild, das ihm seinen Kameraden Jan in höchster, letzter, stehender Not zeigt, grell — bogenlampenlichthell — deutlicher — sicherer — scharf und fest, unverrückt in den Umrissen. Vom Fieber der Angst geschüttelt, stürzt Gustav Klusen hinaus zur Koksfläche.

Was durch Jahre hindurch ohne Störung geschehen, ein Seil der Bogenlampe zu richten — heute hatte man unverzeihliche Fehler begangen: nicht unter, nein, über den Stromdraht ward es gelegt. Jan blickt verstört am Mast empor, und auch Gustav weiß Sinn und Zweck seines Tuns zu erklären. Immer nur und immer wieder schüttelt er wirr und irr, wortlos das Haupt. Ernst Groböhn steht in versponnenem Schweigen, beherrscht und gedemütigt von der unsichtbaren Hand des Schicksals. — Sirenen gellen und rufen zum Leben, zur Arbeit! Licht fließt aus goldenen Schalen, spinn an tausend neuen Verheißungen und wirbelt durch Blut und Atem. Winkend steht der Tag und hält heiligem Schaffen reichen Segen bereit.



Nachbildung des Neandertalmenschen (Nach Hatt-Meyer).

Krankheiten und Heilkunde der Vorzeit.

Von Dr. H. Popp, München.

Im Jahre 1908 wurde in der französischen Fundstation Le Moustier ein Skelett ausgegraben, das mehr als hunderttausend Jahre in der Erde geruht hatte. Es war das Skelett eines Jünglings, der der ältesten bisher bekanntgewordenen Menschenart, der sogenannten Neandertalrasse (*Homo primigenius*), angehörte. Die Kieferbildung zeigte, daß er noch keinerlei Sprachvermögen besessen und dem ganzen Knochen- und Schädelbau nach fast mehr tierische als menschliche Züge an sich trug. Von dem sichtbaren Teil seines Wesens schloß man auf den unsichtbaren Teil und kam dabei zur Meinung, daß die Neandertalmenschen, von denen auch an andern Orten unseres Weltteiles (z. B. Düsseldorf) Skelette gefunden worden sind, in ihrem Äußeren entsprechendes absolut tierähnliches Gebaren an den Tag gelegt haben mußten. Die Fundumstände und die Lage des Skelettes ließen jedoch erkennen, daß auch jene Horden menschlichen Fühlens keineswegs ermangelten; denn wir sehen, daß der Tote nicht einfach verscharrt oder so, wie er einst fiel, teilnahmslos von seinen Stammesangehörigen liegengelassen, sondern daß er sorgfältig und weihervoll bestattet worden war. Seinen Kopf hatte man auf eine Art Polster aus feingeschlagenen Feuersteinplättchen gebettet, die rechte Hand in Schlafstellung unter die Wange geschoben, Waffen und Weggehrung ihm greifbar nahe gerückt, damit er sich ihrer auch in einem dunkel geahnten Jenseits bedienen könne. Wenn wir auch nichts von den dämmernden Vorstellungen und vom Innen-

leben jener Urmenschen wissen, so leuchtet doch aus dieser Bestattung unverkennbar die Sorge um den Toten, und sie geht, wie die Grabbeigaben zeigen, weit über die bloße Absicht hinaus, den Leichnam vor dem Veragen oder Zerfleischen durch wilde Tiere zu schützen.

Wer aber für den Toten sorgt, indem er ihn bestattet und mit allem ausrüstet, was er zur Fahrt ins Unbekannte braucht, der wird auch den Lebenden nicht ohne Hilfe gelassen haben, wenn er ihrer bedurfte.

Auch hierfür liefert der Jüngling von Le Moustier den Beweis; denn er hatte infolge eines schweren, durch Sturz oder Prankenschlag verursachten Kieferleidens ein jahrelanges Siechtum durchzumachen gehabt und konnte nur am Leben erhalten werden, indem ihm eine sorgliche Pflege, wahrscheinlich sogar die Verabreichung besonders zubereiteter Nahrung zuteil wurde. Ähnliches ist aus dem in Cro-Magnon gehobenen Skelett einer Frau zu schließen, deren Schädel durch einen Steinbeilhieb am Stirnteil zerschmettert war; die Frau starb auch daran, doch nicht sogleich, denn aus der Vernarbung der Wundränder geht hervor, daß die Verletzung erst nach vielen Monaten zum Tode führte, den jedenfalls nur hingebende Wartung und peinlichste Wundbehandlung so lange hinauszuschieben vermochten.

Wie aber kam der Mensch überhaupt zur ärztlichen Hilfeleistung? Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns vergegenwärtigen, daß sich die Heilmethoden der Vorzeit

stets auf ganz bestimmte Reizursachen zurückführen lassen, welche der Urmensch mit dem Tier gemeinsam hatte und welche ihn in derselben Weise auf schädliche Reize zu reagieren zwangen. Aus den Triebbewegungen der Vormenschen, denen durchweg der Zweck der Beseitigung einer Reizursache zugrunde liegt, ist die willkürliche Heilbetätigung des auf der nächsthöheren Kulturstufe stehenden Menschen unmittelbar hervorgegangen. So bildete sich aus der durch Ungeziefer veranlaßten Triebbewegung des Kratzens allmählich das Wundrißen, aus der des Drückens und Reibens schmerzender Gliedmaßen die Massage, aus der des Beleckens von Wunden oder entzündeten Körperstellen die Saugtechnik mittels Schröpfkopf und Sauglocke, aus der Triebbewegung des Herausziehens eingetretener Dornen und Splitter die Wundheilkunde.

Mit der ersten überlegten Hilfeleistung, die einem leidenden Menschen widerfuhr, beginnt die Geschichte der Chirurgie (Wundheilkunde und Wundarzneikunde). So niedrig man nun auch das medizinische Wissen und Können der Urmenschen einschätzen mag, so sprechen doch die Tatsachen dafür, daß man ihrer Chirurgie ein nicht unerhebliches Maß von Geschicklichkeit, Zielbewußtheit und Kühnheit wird zubilligen müssen. Was uns aus den Funden bekanntgeworden ist, beschränkt sich naturgemäß auf jene chirurgischen Eingriffe, die irgendwie mit dem Knochengestüt zusammenhängen und an diesem ihre Spuren hinterlassen haben; denn Skelette, Schädel und einzelne Knochen sind die einzigen Beweisstücke, die wir besitzen. Sie widerlegen die vielverbreitete Anschauung, daß der Urmensch einst in einem paradiesischen Zustand gelebt und einer unverwundlichen Gesundheit sich erfreut habe, daß die Krankheiten überhaupt erst eine Folgeerscheinung der Kultur seien.

Soweit wir auch im Lesebuch der Erde zurückblättern, so wird uns doch Seite um Seite bestätigt, daß es für den Menschen niemals eine Stätte vollkommenen Friedens und ungetrübten Glückes gegeben hat. Von Urbeginn an war er bedroht durch eine gewaltige, ungebändigte Natur, durch ihm an Kraft und Wehrhaftigkeit weit überlegene Tiere, bedroht durch seine Gattungsgenossen, bedroht auch durch Krankheiten aller Art sowie durch Wunden, die ihm der Kampf ums Dasein ständig schlug. Wenn man auch mit Sicherheit sagen kann, das eine ganze Anzahl von Krankheiten in vorgeschichtlichen Zeiten unbekannt waren, so weiß man doch mit der gleichen Sicherheit Krankheiten anzugeben, die bekannt und verbreitet waren. Feststellbar sind heute nur solche des Knochen Systems, wie Tuberkulose, Arthritis deformans (Knochengicht), Rachitis (englische Krankheit), chronische Periostitis (Knochenhautentzündung), Caries (Knochenfäule) und Verkümmernngen des gesamten Knochenbaues infolge zu frühen Verwachsens der Schädelseifen naht.

Solange die Steinzeitmenschen in Höhlen wohnten, deren Feuchtigkeit oft periodisch wechselte, müssen Höhlenricht und Rückenwirbelentzündun-

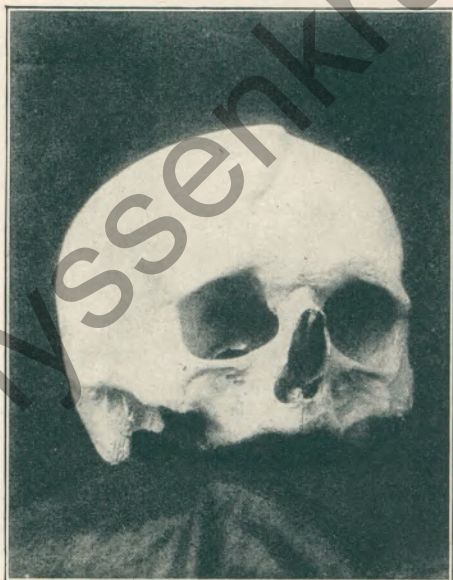


Abbildung 2. Schädel mit Beilhiebsverletzung.



Abbildung 1. Schädel mit Knochentumor (Geschwulst).

gen recht häufige Erscheinungen gewesen sein. Hierauf beruhende krankhafte Veränderungen sind sowohl an menschlichen Skeletten wie an den Knochen des Höhlenbären nachgewiesen, und zwar in solchem Umfange, daß sich die Wucherungen und Durchlöcherungen der Knochensubstanz auf sämtliche Skeletteile erstreckten. Tuberkulose der Wirbelsäule mit ausgesprochenem Buckel beobachteten wir an einem bei Heidelberg ausgegrabenen neusteinzeitlichen Skelett, Verkrümmung der Brustwirbelsäule mit vollkommener Verknöcherung der Wirbelkörper am Skelett eines zwanzigjährigen Individuums aus dem La-Tène-Gräberfeld von Manching. Querschnitte des Zahnschmelzes deuten darauf hin, daß bereits das Kindesalter Ernährungsstörungen ausgesetzt war, wie überhaupt Folgeerscheinungen von Zahn- und Kiefererkrankungen nicht gerade selten waren und, wie der Mastodonzahn der Berliner paläontologischen Sammlung bezeugt, auch bei Tieren angetroffen wurden. An altsteinzeitlichen Schädeln aus Cro-Magnon und Ehringsdorf hatte die Caries nicht nur die Zahnhöhlen, sondern auch die Kieferknochen, ja sogar die ganze Stirnseite angegriffen. Auf Grund des Knochenbefundes wurden an zahlreichen, vorwiegend weiblichen Skeletten des dänischen Nationalmuseums zu Kopenhagen besonders starke Rückgratverkrümmungen und Wachstumsstörungen festgestellt; andere Merkmale deuteten auf Wasserkopf, Sichts, Knochenfraß im inneren Ohr mit Durchbruch in die Schädelhöhle. Einen handtellergroßen Tumor (Geschwulst) aus kompakter Knochenmasse erblickten wir an einem Schädel aus Chamunster (Abb. 1).

Zu den erwähnten Krankheiten treten andere, die auf mechanische Einwirkungen zurückzuführen sind, wie wir sie bereits an den Skeletten von Le Moustier und Cro-Magnon kennengelernt haben. Ungemein häufig im Verhältnis zu der Menge der Funde sind die Knochenbrüche, die Verletzungen durch in den Knochen eingedrungene und darin stecken gebliebene Pfeil- und Lanzenspitzen, Schädelfrakturen durch Hieb und Wurf.

Schon der Pithecanthropus erectus, der aufrechtgehende Affenmensch aus Java, hatte sich einen Dorn oder spitzen Ast in den Oberschenkel gerannt, der eine Verwundung mit pathologischen Knochenauswüchsen bewirkte. Im Hüftgelenk eines Mannes aus einem frühbronzezeitlichen Grab stak das Ende einer abgebrochenen ehernen Lanzenspitze; sie war ringsum von starken Knochenwucherungen umgeben, aus denen zu folgern ist, daß nach der Verletzung eine heftige, langanhaltende Eiterung stattgefunden und der Verletzte noch manches Jahr das Knochenstück in seinem Körper getragen hat. Welche außergewöhnlich schwere Schädelwunden vorkamen, zeigen unsere Abb. 2, 3, 4. Auf Abb. 4 handelt es sich um einen Bruch des Schädels mit Verlust eines fast talergroßen Knochenstückes; trotzdem war diese furchtbare Ver-

letzung nicht unmittelbar tödlich, vielmehr beweisen die Vernarbung der Knochenränder und die starke Knochenresorption und Abflachung eines angeheilten Bruchstückes, daß der Verletzte sogar ziemlich alt geworden ist. War es in diesem Falle der Kunsthilfe gelungen, für entsprechenden Eiterabfluß zu sorgen, so sehen wir bei dem infolge eines seitlich geführten Hiebes aus dem Schädel gleichsam herausgeschälten 5 cm langen und 2 cm breiten Knochenstück, daß die Einheilung bei nur ganz geringer Versetzung, aller Wahrscheinlichkeit nach unter Anwendung eines Druckverbandes, erzielt wurde, ohne den auch die sicherlich außerordentliche Blutung aus den Gefäßen des Weichteillappens kaum hätte gestillt werden können (Abb. 2). Welche Erfolge die prähistorischen und frühgeschichtlichen Heilkundigen zumal auf dem Gebiete der Knochenbrüche erreichten, geht daraus hervor, daß, nach der Beobachtung französischer Forscher, unter 22 verheilten Arm- und Beinbrüchen aus neolithischen (frühsteinzeitlichen) Gräbern alle bis auf fünf ohne nennenswerte Verschiebung der



Abbildung 3. Schädel mit Schwerthiebverletzung.

Bruchenden geheilt waren. Obwohl gerade hier die Heilkraft der Natur unter Umständen recht beträchtliche Zerstörungen auszugleichen vermag, erkennt man doch an der Art der Heilung, daß geschickte Hände mitwirkten, daß die Bruchstücke richtig gestellt und durch sachgemäße Beaufsichtigung in ihrer Lage festgehalten wurden. Wir dürfen wohl von dem angeborenen Geschick der heute lebenden Naturvölker beim Einrichten von Dauerverbänden mittels Schienen oder feuchtem, später erhärtendem Ton (dem Vorläufer des Gipsverbandes) auf ähnliche Fähigkeiten bei den vorzeitlichen Menschen schließen, denn nur so lassen sich die Heilerfolge erklären, die wir an ihren Skeletten wahrnehmen.

Die ärztliche Hilfeleistung ist aber in der Steinzeit bereits noch viel weiter gegangen. Es liegt nämlich eine ganz bedeutende Zahl von Schädeln vor, an denen sich nicht nur deutliche Spuren ärztlicher Pflege, sondern auch offensichtliche Zeichen operativer Eingriffe finden. Besonders häufig scheint die Trepanation, d. h. das Ausmeißeln oder Ausfägen eines Knochenstückes aus dem Gehirnschädel, vorgenommen worden zu sein, teils um eine reinigende Erweiterung und Abrundung einer durch Verwundung entstandenen Schädelverletzung herbeizuführen, teils um bei Gehirnkrankheiten dem Patienten Erleichterung und Heilung zu verschaffen. Nur im letztgenannten Falle, also bei der Eröffnung eines äußerlich unverletzten Schädeldaches, kann von echter Trepanation die Rede sein. Immerhin stellt auch die künstliche Erweiterung einer Schädelwunde einen für jene Zeiten beachtenswerten chirurgischen Eingriff dar.

Aus Frankreich allein kennt man über 200 trepanierte Schädel, aber auch in Belgien, Portugal, Spanien, der Schweiz, England, Deutschland, Böhmen, dem Balkan, Rußland und Skandinavien war die Schädelöffnung im Sinne einer volksmedizinischen Operation verbreitet, und in England wird sie gelegentlich heute noch von „Spezialisten“ aus dem Volke ausgeführt.

Den ersten Anstoß zur Trepanation haben wohl die häufigen Schädelverletzungen gegeben, indem man die in das Hirn eingedrungenen Fremdkörper nebst kleinen Knochensplintern und größeren eingedrückten Schädelteilen zu entfernen suchte, vielleicht auch, um einen auf das Gehirn drückenden Bluterguß oder eine Eiterung zu beseitigen. An einem steinzeitlichen Schädel mit 6 cm langem und 4 cm breitem Loch (Abb. 5) kann man an der Form der Wundränder die zersetzende Wirkung des Eiters auf den Knochenrand sehr deutlich beobachten, zugleich aber auch erkennen, daß die Öffnung künstlich erweitert worden ist, um eben den



Abbildung 4. Verheilter Schädelbruch trotz Verlust eines talergroßen Knochenstückes.

Eiter abfließen zu lassen. In diesem Falle handelt es sich also nur um die reinigende Erweiterung einer nach einer Verletzung entstandenen Schädellücke.

Auf diese Weise ist man aber sicherlich ganz von selbst auf die erleichternde und heilende Wirkung der Schädelöffnung hingeleitet worden, und die günstigen Erfolge dieses Eingriffes bei äußeren Verletzungen führten mit der Zeit dazu, daß auch bei gewissen Erkrankungen des Gehirns, bei qualvollen Kopfschmerzen, bei Geistesgestörtheit, Fallsucht und anderen Krampfercheinungen zur Trepanation geschritten wurde, und zwar nicht nur bei Erwachsenen beiderlei Geschlechtes, sondern auch bei Kindern. Als Ursache vermutete man das Wirken eines bösen Dämons, und die Heilung des Kranken bestand darin, ihn von seinem Dämon zu befreien, diesen durch Beschwörung und Opferzusagen zum Verlassen des Körpers zu bewegen oder ihm durch Eröffnung der Gehirnkapsel des „Besessenen“ einen Ausweg ins Freie zu bahnen. Mag auch schon früh die Erkenntnis hinzugekommen sein, daß selbst ganz schwere Anfälle von rasenden Schmerzen, Lähmungen und epileptischen Krämpfen durch bloße Aufmeißelung des Schädels wie mit einem Schläge gebessert und nicht selten auch völlig geheilt werden können, so hatte die Trepanation ursprünglich doch einen rein magischen Charakter, was vornehmlich durch die sogenannten Rondelle, wie man die herausgemeißelten Knochenscheiben zu nennen pflegt, bezeugt wird.

Solche Rondelle sind bei steinzeitlichen Skeletten vielfach als Grabbeigaben gefunden worden; denn da der Schädel durch das Überstehen der Operation wundertätige Eigenschaften

erhielt, so waren die Rondelle hochgeschätzt und wurden, wie ihre Durchlochungen zeigen, an Schnüren um den Hals gehängt, offenbar als Amulette gegen die Dämonen, welche die betreffenden Krankheiten verursachten. Da jeder Trepanierte sein eigenes Rondell bei sich trug und nach seinem Tode mit ins Grab bekam, hat man sich dadurch in den Besitz dieser zauberwirkenden Rondelle gesetzt, daß man sie aus Totenschädeln herauschnitt, und zwar mit Vorliebe aus Schädeln von Leuten, die bereits zu Lebzeiten trepaniert worden waren (posthume Trepanation). Mehrmals stieß man sogar auf trepanierte Schädel, in welchen sich ein Rondell befand, das aus dem Schädel eines anderen Individuums ausgesägt war, vermutlich um einen Ersatzknochen für den unversehrten Eingang in Walhall zu schaffen.

Die meisten trepanierten Schädel verraten im allgemeinen viel Geschick und Verständnis der steinzeitlichen Heilkünstler. Ob diese bereits zu einer Art ärztlichen Standes zusammengeschlossen waren, ist schwer zu sagen; der Zusammenhang der Chirurgie mit dem Dämonen- und Zauberlauben gibt aber der Vermutung Raum, daß die Heilkunst, insbesondere die Chirurgie, in den Händen der Priester oder Schamanen lag. Die Instrumente, deren sie sich bedienten, waren mit äußerster Genauigkeit gearbeitete, schneidende, schabende oder sägeartig geformte Feuersteinklingen, wie sie gegenwärtig noch bei manchen Wildvölkern in Gebrauch stehen. Daß man im jüngeren Neolithikum solche Instrumente von genügender Vollendung zu fertigen verstand, zeigen beispielsweise die ungemein feinen und scharfen, zum Teil sogar hohlgeschliffenen Feuersteinmeißel des Kopenhagener Museums. Über die Ausführung des Eingriffes belehren uns zwei Schädel mit einer unvollendeten und einer mißlungenen Trepanation (Abb. 6, 7). Danach scheint man zuerst den Umriss der

der Scheitelbeine oder an den Schläfen, selten an der Stirn. Ein in einem Dolmen der Cevennen gefundener Schädel zeigt rechts und links von der Pfeilnaht zwei runde Trepanlöcher, ein anderer deren vier. Gewöhnlich haben sie einen Durchmesser von 3 bis 4 cm. Man hat sich jedoch nicht gescheut, im Notfall auch weit größere Stücke der Hirnschale herauszutrepanieren. Mit welcher Kühnheit und in welchen Ausmaßen das geschah, sehen wir an einem Schädel aus Nogent-les-Bierges (Abb. 5), dessen Träger trotz des ungeheuerlichen Defektes weiter lebte, da die Trepanationsränder gut vernarbt sind.

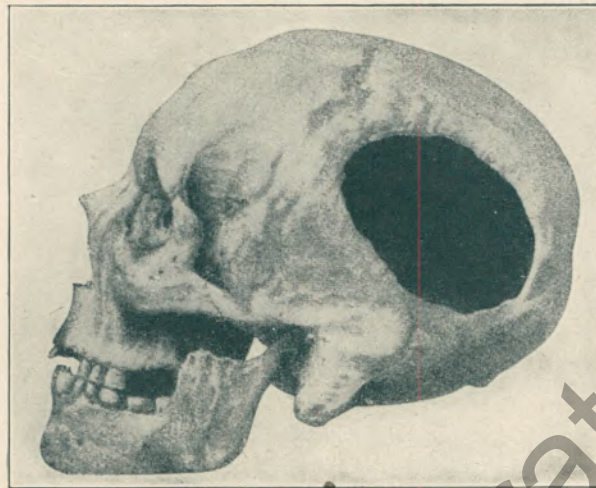


Abbildung 5. Trepanierter Schädel aus Nogent-les-Bierges. Die vernarbten Wundränder sind unzweifelhafter Beweis dafür, daß der Patient die schwere Operation überstanden und noch viele Jahre gelebt hat.

Wenn auch die Trepanation seit dem Neolithikum (jüngere Steinzeit, Ende etwa 2000 v. Chr.) ein Bestandteil der Heilkunde blieb, von Hippokrates bereits mit der Kreisäge ausgeführt, von Galenus erprobt und empfohlen, von den arabischen Ärzten an den hohen Schulen zu Cordoba und Salerno gelehrt wurde, so ist sie doch von der wissenschaftlichen Chirurgie erst vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten gewagt worden, wobei lange Zeit man mit einer Sterblichkeit von „rund hundert Prozent“ zu rechnen hatte.

Spuren eines anderen Eingriffes weist eine Reihe von Schädeln aus französischen Dolmengravern auf. Man sieht an ihnen eine vom Haaranfang bis gegen das Ende der Pfeilnaht verlaufende flache Vertiefung, an die sich dann eine andere quer über den Scheitel ziehende Narbenrinne T-förmig anschließt (Abb. 8). Offenbar sind diese Narben durch Ausschaben oder Ausglühen hergestellt worden, doch der Zweck ist nicht ganz klar. Möglicherweise dienten sie zur Bekämpfung von Augenleiden. Vielleicht sind sie aber auch als Weihe- oder Gesellschaftszeichen zu deuten, und der Umstand, daß sie nur an weiblichen Schädeln vorkommen, läßt es nicht ausgeschlossen erscheinen, daß Verschönerungsabsichten dabei im Spiel

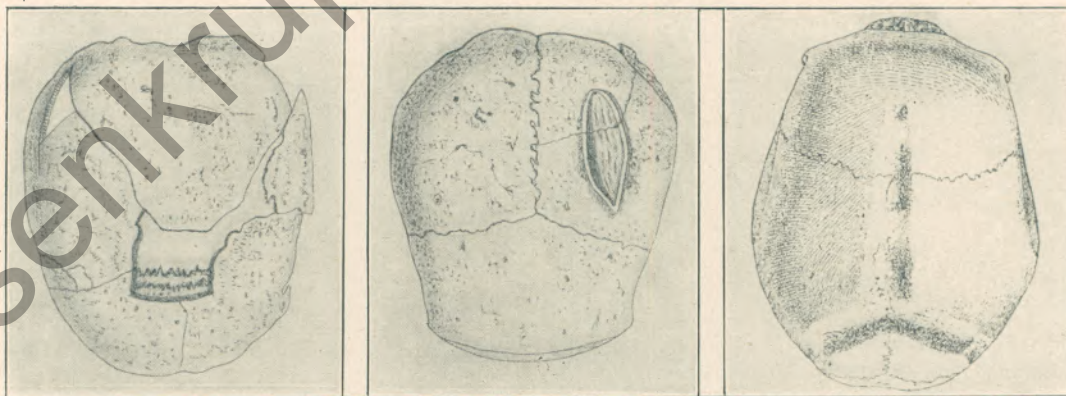


Abbildung 6 und 7. Unvollendete Trepanationen. Abbildung 8. Weiblicher Schädel mit T-Narbe.

Öffnung in das Schädeldach eingeschnitten zu haben, um dann durch Schaben, Meißeln oder bogenförmiges Hinundherziehen einer scharfen Klinge den Knochen allmählich zu durchdringen und im ganzen herauszuheben. Die Öffnungen sind meist freistünd oder eirund, manchmal rautenförmig mit abgerundeten Ecken, und sie befinden sich am häufigsten auf einem

gewesen sind, etwa der Wunsch nach einer besonders kunstvollen Haartracht, wie sie uns eine steinzeitliche Zeichnung auf einem Tongefäß von Jlmensee erhalten hat. Weibliche Eitelkeit ist gewißlich schon damals vor keiner noch so schmerzhaften Körperverstümmelung zurückgeschreckt, wenn diese nur als „schön“ gegolten hat.



Roman von Lu Volbehr.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettenborn, ein angesehenes altes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettenborn fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein.

Sein Bruder Johann, Teilhaber eines bedeutenden Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Der Heimkehrende erkennt mit klarem Blick, daß Gegenwart und jüngste Vergangenheit höchstens als Anstoß, keineswegs aber als einziger Grund der augenblicklichen verzweifelter Lage des Hauses Dettenborn zu werten sind. Die Hauptschuld liegt bei den Menschen, sei es nun, daß sie, wie seine Stiefmutter, noch immer in der Vorstellung einer verflochtenen Zeit befangen, Ansprüche stellen, die sich heute nicht mehr rechtfertigen lassen, sei es, daß sie, wie die beiden jüngeren Geschwister Lothar und Gabriele, durch die mißverständene „Freiheit“ der Nachkriegsjahre angekränkt, einer festen Hand bedürfen, die die Zügel straff hält und ihren Willen in geordnete Bahnen weist.

Johann greift ohne Rücksicht auf die Anfeindungen, denen er überall begegnet — nur die älteste Schwester Justine steht ihm vom ersten Augenblick an tatkräftig zur Seite —, entschlossen durch, getragen einzig und allein von dem festen Willen, dem Hause Dettenborn wieder zu seinem alten, guten, vertrauenswürdigen Namen zu verhelfen. Die Ansprüche der Lebensführung des einzelnen werden, gegen den Willen der Mutter, den Verhältnissen angepaßt, die Hilfskräfte auf das unbedingt notwendige Mindestmaß verringert, die entstehende Mehrarbeit auf die Geschwister verteilt. Nachdem so die Grundbedingungen für eine Festigung der Geschäftsgrundlage geschaffen sind, folgt als zweiter Schritt die Prüfung der bestehenden Verbindlichkeiten.

VIII.

Im Kontor saß Johann mit eiserner Miene. Vor ihm lag die Abrechnung des Bankhauses Welherr. Der Rückzahltermin der von Felix aufgenommenen kurzfristigen Anleihe stand vor der Tür. Ein Posten nur von denen, die, jeder für sich, eine Krise für das Haus Dettenborn bedeuteten.

„Kurzfristige Anleihe, Felix!“

Felix hob den Kopf von seiner Arbeit.

„Es war die einzige Möglichkeit, überhaupt in dem Augenblick Geld zu bekommen, und wir brauchten Geld.“

„Und womit glaubtest du die eingegangenen Verbindlichkeiten lösen zu können?“

„Wenn das Geschäft eingeschlagen wäre —.“

„Wenn! Wenn!“ Es war das erste Mal, daß Felix aus den Worten Johannis eine scharfe Kritik fühlte, das erste Mal, daß er nicht durch die Rücksichtnahme des Bruders sich schwer belastet fühlte.

Johann hatte den Kopf auf die Hand gestützt.

„Die Stabilisierung stand vor der Tür, und du läßt dich auf eine Inflationspekulation ein!“

„Ich stand nicht allein mit meinem Zweifel an dem Gelingen der Stabilisierung.“

„Nein, das weiß ich wohl!“

Einen Moment wichen Johannis Gedanken vom Dettenbornschen Haus zu Radmanns. Auch das war mit der Stabilisierung zusammengebrochen.

„Unbegreiflich! Auf was hofftet ihr? Wovon erwartetet ihr Gesundung der Wirtschaft? Du und die, die nicht an die Stabilisierung glaubten? Auf ein Wunder vielleicht? Wir Deutschen warten und hoffen ja immer auf Wunder. Nicht wahr? Und die draußen zucken die Achseln über uns, über den wundergläubigen deutschen Michel. Beruhigend sehen sie zu; sie wissen, bald kommt der Augenblick, in dem der Zweifel den Wunderglauben auffressen wird, in dem die Stärke wieder einmal vom deutschen Michel genommen wird und der sieghafte Herr von Wunderglaubens Gnaden zum Sklaven fremder Klugheit wird.“

Felix hatte den Kopf zurückgeworfen. Den Blick zur Decke gerichtet, hörte er dem Bruder zu.

„Wunder? Ja, das ist es, der Wunderglaube! Aber wächst nicht aus ihm das, was wir Deutsche sind? Wenn wir auch einmal an falscher Stelle etwas erhoffen, erwarten, zu erkämpfen suchen — laß die draußen darob höhnen! Wie oft kommt es, das Wunder! Komm einmal mit hinüber! Komm heute nacht zu mir in mein Laboratorium, Johann! Ich will dir dort ein Wunder weisen. Glaub' mir, diese sehr weisen und sehr klugen Kaufherren draußen, die so gern zusehen, wenn sich der deutsche Michel wund und arm kämpft im Wunderglauben — solche Wunder wiegen sie reichlich auf mit Gold, wenn sie es erraffen können.“

„Hast du den Stein der Weisen gefunden?“ fragte leicht spottend Johann. Das war Felix, wieder ganz Felix. Hier lagen Geldforderungen, und er schwärmte von Wundern im Laboratorium.

„Nein, den Stein der Weisen hab' ich nicht gefunden!“ Nun beugte er sich zu Johann vor. Dringend klang die Bitte: „Komm heut' nacht zu mir in das Laboratorium!“

„Felix, es ist nötig, daß einer von uns mit klaren Augen dem Tag gerecht wird. Wir dürfen das Gegenwärtige nicht vergessen: die Tilgung unserer Bankschuld.“

„Und wenn ich sagte, meine Erfindung kann vielleicht einmal alles wieder gutmachen, was durch meine Schuld von diesem Platz aus verfehlt wurde?“

„Dann ist das Zukunftsmusik! Hier, das ist die Forderung des Tages! Geldner, lassen Sie uns noch einmal unsere Außenstände durchgehen! Vielleicht können wir doch das nötige Geld eintreiben.“

„Nun hoffst du auf Wunder, Johann! Unsere Schuldner sind deutsche Geschäftsinhaber. Ihnen steht das Wasser bis zum Hals, und neben manchem Hauptbuch liegt die Pistole.“

Felix hatte Geldner das Hauptbuch abgenommen und Johann vorgelegt. Und Posten um Posten wurde durchgegangen, ohne Resultat.

Da klingelte Johann nach Justine.

Rotterdam.“

Und der Brief wurde geschrieben, der den bisher freien Chef des Hauses Dettenborn in Rotterdam zum Schuldner der Handelsbank in Rotterdam machte; der das holländische Haus hineinzog in den Strudel.

Es war sehr still am gemeinsamen Familientisch. Frau Anselma hatte sich entschuldigen lassen. Die Geschwister saßen, jeder in seine Gedanken versponnen. Auch der sonst nimmermüde Mund Gabriels schwieg.

Alfred war der einzige, der hin und wieder einen prüfenden Blick auf die jüngste Schwester warf. Ihre stille Versonnenheit, die feucht schimmernden Augen, dieser leuchtendrote Mund — wenn das alles nur auf das Konto der beabsichtigten Reise nach Pyrmont ging, sollte es ihn wundern. Den anderen schien nichts aufzufallen an dem Kind. Die anderen hatten natürlich viel Wichtigeres im Kopf — Geschäfte.

Aber schließlich, was ging es ihn an, wie Gabi aussah? Elisabeth neidete er nicht das Hüteramt, das sie übernommen.

Das Abendbrot wurde rasch gegessen. Justine, kurz entschlossen, bat Johann, im Rauchzimmer sie zu erwarten. Noch einmal wollte sie die Mutter um ihre Einwilligung zu den notwendigen häuslichen Veränderungen bitten. Sie fand Frau Anselma auf dem Sofa, neben sich auf dem Tisch die Reste des Abendbrots.

Frau Anselma ließ ihre Tochter erst gar nicht zu Wort kommen. Im klagenden Ton erklärte sie, keine Hand zu rühren zur Zerstörung des Hauses, in das Justus Dettenborn sie einst eingeführt, in dem sie die Jahre des Glücks verlebt, ihre Kinder geboren und groß gezogen, die ihr nun mit Undank alle Liebe lohten. Das sei nun wohl der Lauf der Welt. Dann erklärte sie mit schmerzlich hochgezogenen Brauen, daß sie fühle, wie sie ihnen allen nur eine Last sei und im Wege stände. Sie hätte sich insolgedessen entschlossen, der Einladung ihrer Freundin zu folgen und einige Wochen auf deren Gut zu verbringen. Gabi sei in Elisabeths Schutz, alle anderen brauchen sie ja nicht, das hätte sie jetzt endlich eingesehen. Was während ihrer Abwesenheit mit ihrem Haus, mit ihrem schönen Haus geschehen würde, das könne sie sich wohl denken. Wie sie sich dann dazu stellen würde, das könne sie heute noch nicht sagen. Jedenfalls wolle sie in den nächsten Tagen vor ihrer Abreise nichts mehr von all dem hören. Sie wolle während dieser kurzen Spanne Zeit noch das Gefühl haben, nicht auch zu den Deklassierten, zu den abgewirtschafteten Familien zu gehören. Über die Zukunft wolle und könne sie sich, wie gesagt, keine Gedanken machen. Wer weiß, ob diese überhaupt für sie noch in Frage käme. Die letzte Zeit mit ihren Aufregungen habe sie so mitgenommen, daß sie sich nicht wundern würde, wenn sie ein schweres Herzleiden davongetragen.

Allen freundlich ernstten Einwendungen Justinens setzte sie eisiges Schmetzen entgegen. Aber als die Böttner eintrat, leise und behutsam wie eine Krankenschwester, befahl sie ihr, Gabi zum Patiencelegen herüberzuholen, und damit war Justine verabschiedet.

Justine fand den Bruder allein im Rauchzimmer in einem Sessel am Kamin sitzend, dem Rauch seiner Zigarre mit den Augen folgend.

Ohne die Schwester zu unterbrechen, lauschte er auf ihre Stimme, die so ruhig über der Mutter neueste Entschlüsse berichtete.

Nur eine Stehlampe strahlte ein warmes Licht über die beiden am Kamin. Die vielkerzige Deckenbeleuchtung, die sonst das ganze Zimmer erleuchtete, war ausgeschaltet.

„Ja, Justine, das ist, wie mir scheinen will, unter den obwaltenden Verhältnissen das Günstigste, was wir uns

wünschen können. Mama ergreift das Hasenpanier. Sie wird gewiß, wenn sie wiederkommt, mit der alten Grazie dem eingeschränkten Haushalt vorstehen, wie ehemals dem großen. Es gibt eben Menschen, die gezwungen sein wollen.“

Justine hatte die Hände im Schoß gefaltet. Die Schultern hingen ein wenig vor. Sie war müde von den vielen Stunden an der Schreibmaschine.

„Es wäre gut, Johann, wenn es sich so verhielte, aber noch habe ich wenig Hoffnung. Frauen wie Mutter finden nicht so leicht das verlorene Gleichgewicht wieder. Aber wie dem auch sei, die Wochen von Mutters Abwesenheit müssen genügt werden.“

„Das ist auch meine Meinung.“

Lange saßen die beiden, beratschlagten und bestellten das Haus. Und immer von neuem wurde versucht, die große Umgestaltung so schonsam wie möglich zu machen für die Witwe Justus Dettenborns.

Spät in der Nacht war es, als sie sich gute Nacht wünschten.

„Mein liebes Mädchen, an dir bleibt alles hängen. Die anderen gehen ihre eigenen Wege.“

Johann hielt der Schwester Hand noch in der seinen.

„Es ist mir recht so, Johann. Die anderen? Lothar sitzt droben und bohrt sich in das englische Geschäft. Gabi muß mit Mutter Patience legen. Alfred?“ Sie zuckte die Schultern.

„Ja, Alfred!“ Johann schüttelte den Kopf. „Sehr gefallen will er mir nicht!“

„Er ist jung, verbohnt!“

„Keine Entschuldigung für Nichtstun, mein Mädchen. Und Felix? Er sucht den Stein der Weisen.“

Da zog Justine ihre Hand an sich und sagte bittend:

„Johann, verkenn' Felix nicht! Es ist Ernst mit seinen Versuchen. Du mußt ihn ernst nehmen. Es war nicht unser Unglück allein, daß er an den falschen Platz gestellt worden.“

„Das erkenn' ich wohl. Sobald ich ihn entbehren kann, soll er sich ganz seiner Wissenschaft widmen. Mag er dann da sein Können beweisen.“

„Das wirst du tun? Oh, daß du das tun wirst!“

Johann sah erstaunt die Schwester an. Wie schön erschien ihm Justine in diesem Augenblick! Sie sprach für alle Geschwister, die ohne Rücksicht ihr, wie ihm, alle Lasten, alle Verantwortung aufbürdeten. Wie warm blickten die sonst so kühlen Augen! Wie reckten sich die müden Schultern!

„Ja, Johann, wir beide schaffen es schon ohne sie.“

Warum sollten sie es nicht schaffen? Waren sie nicht aus gleichem Blut, aus gleichem Geist?

„Es bleibt uns nichts anderes übrig. Gute Nacht, Justine Dettenborn!“

Mit seinem schleifenden Schritt verließ er das Zimmer.

„Gute Nacht, Johann Dettenborn. Du und ich — wir beide allein auf der Welt! Was wäre unmöglich für uns, wenn wir es wollten!“ Justine drehte das elektrische Licht aus, und langsam ging sie hinauf in ihr Zimmer.

Es wurde still im Haus, als sie abgereist waren, Frau Anselma und Gabi. Aber nur kurze Frist. Bald kamen die Handwerker; die Umgestaltung begann.

Man erzählte sich in der Stadt, nun seien auch die Dettenborns daran. Das Kontorgebäude, das Justus vor dreißig Jahren gebaut, ehe er die zweite Frau in sein Haus geführt, wurde vermietet, teuer vermietet. Die Dettenborns waren doch immer gute Geschäftsleute gewesen, mit Ausnahme von Felix. Der war von Kind auf ein Bastler gewesen, hatte immer mehr in als um sich geschaut.

Aber was würde Frau Anselma ohne ihre Gesellschaftsräume wohl machen? Neugierige Besucher wurden nicht mehr vom librierten Diener empfangen. Ein junges Zimmermädchen nahm den Besuchern die Karten ab mit der Versicherung: „Frau Geheimrat sind verreist!“

Aber wenn man nun weiter alarmierende Nachrichten über die Firma „Justus Dettenborn“ erwartete, hatte man sich gefäuscht. Im Gegenteil. Die Firma kam ihren Verpflichtungen nach. Das Bankhaus Welherr befonnte bei jeder Gelegenheit die altgewohnte Solidität des Hauses. Der Kredit wuchs von neuem. Aber was nützte der Kredit! Es fehlte allüberall am nötigen Bargeld. Was aus Holland kam, mußte zur Tilgung alter Verbindlichkeiten verwendet werden. Größere neue Geschäfte ließen sich vorerst nicht einleiten. Das holländische Geschäft blieb die letzte Rettung für die Familie, wenn es Johann nicht gelingen sollte, das deutsche Haus zu retten.

Justine verdoppelte sich. Sie war im Haus, die notwendigen handwerklichen Arbeiten zu beaufsichtigen, die lässigen Leute anzutreiben. Sie ließ die überflüssigen Möbel sorgfältig in den Erdgeschoßräumen verstauen, die durch die Entlassung des Dieners und des zweiten Chauffeurs frei geworden waren. Kam Justine in das Kontor, um ihre Arbeit dort zu erledigen, dann fand sie diese allerdings in der Hauptsache getan. Ihren Dank wies Lothar mürrisch zurück.

„Mach' keine Worte! Das wäre noch schöner, wenn ich das nicht auch noch erledigen könnte.“

Er achtete nicht des aufleuchtenden Blickes der Schwester, er wollte ihn nicht sehen.

„Geh nur wieder hinüber in das Haus, je eher alles fertig drüben, um so besser für uns alle.“

Justine ging wieder hinüber. Ihre Gedanken aber blieben bei Lothar. Wie hatte er sich verändert! Wie war sein fahriges, unstetes Wesen ruhig geworden! Nicht mehr rechts noch links sah er. Was ging ihn noch die Familie an? Sein Denken war auf ein Ziel gerichtet, das lag außerhalb des Elternhauses, fern der Heimat.

Justine war gerade dabei, das große Zimmer in der zweiten Etage für die Brüder als gemeinsames Wohnzimmer einzurichten. Anders war es nicht zu machen gewesen, jeder der Brüder hatte sein Wohnzimmer in der ersten Etage opfern müssen für das allgemeine Behagen der Familie. Keiner hatte sich gestraubt. Felix hatte sein Laboratorium, Alfred hatte sein Atelier, und Lothar?

„Wozu soll ich noch ein Wohnzimmer hier brauchen?“ hatte er brummig gesagt. Die Brüder konnten wohl mit einem gemeinsamen Wohnraum auskommen. Justine dachte daran, aus welchen Gründen der Vater einem jeden im Elternhaus ein kleines eigenes Heim geschaffen. Die immer tätige Justine stand müßig am Fenster und schaute hinab auf den gepflegten Garten. Und es war ihr, als ob unzählige Jahre zwischen dem Gestern und dem Heute lägen, zwischen der Herrschaft des Vaters, der mit fester Hand alle Elemente in der Familie zusammengezwungen, auch entgegen den inneren Triebkräften eines jeden einzelnen, und dem Regiment Johanns, der nichts mehr zusammenband, was der Bindung entgegen war, der jedem seinen ihm zugehörenden Platz nach Veranlagung und Temperament anwies, lag er auch außerhalb des Hauses oder des Geschäfts. Und sie bekannte sich mit einem nie vorher gekannten Glücksgefühl zu diesem.

Dem Chef des Hauses hatte unterdessen der Geschäftsdieners eine Karte gebracht, die Johann im ersten Augenblick wie geistesabwesend betrachtete:

Jan van der Steppen
Inhaber der Handelsbank
Rotterdam.

Jan, der alte Freund, hier!

Dann standen sie sich gegenüber, Hand in Hand. Und einen Augenblick war es Johann, als ob das alles ein Wahnsinn wäre, als ob dieser gekommen sei, ihn zu holen, wohin er wirklich gehörte.

„Well, hier bin ich! Muß selbst nach dem Rechten sehen. Was treibt das Haus Dettenborn?“

Er schüttelte den Kopf.

„Oh, Sie haben sich weiß angetüncht, Johann! Warum liegen Sie nicht hier an den Sonntagen auf dem Wasser? Ihr habt doch auch hier Wasser, daß Johann Dettenborn nicht aussehen muß wie ein bleichsüchtig Meisje. Guten Tag, Herr Felix Dettenborn.“

Und er schüttelte diesem die Hand.

„Oh, und das ist Herr Feldner. Freue mich, Sie zu sehen. So habe ich alle drei auf dem Feld. Und nun frag' ich: Was macht ihr mit all den guten holländischen Gulden in eurem gottverlassenen Land?“

„Setzen Sie sich, Mijnheer Jan van der Steppen. Was wir machen? Wir stärken den Kredit des Hauses Dettenborn.“

Johann ließ keinen Blick von dem Freund.

„Was nützt Kredit, wenn kein Geld da ist?“

„Wir müssen durchhalten, bis Geld da ist.“

„Oh, ich weiß. Amerika!“ Er zuckte die Achseln. Dann steckte er sich eine dicke holländische Zigarre an und nickte zufrieden nach den ersten Zügen.

„Gut, also ihr wartet wieder einmal auf das Wunder, diesmal auf ein Goldwunder.“

„Das Haus Dettenborn braucht Amerika nicht“, sagte Johann. Aber seine Gedanken waren nicht mehr im Kontor in Deutschland, sie waren in Rotterdam, sie waren bei den gemeinsamen Fahrten mit diesem dicken Jan auf dessen Motorboot die Maas entlang bis auf das Meer, sie waren bei den Tennisspielen mit der schlanken Schwester des gewichtigen Freundes — sie waren bei der Freundschaft, die sie verbunden ohne viel Worte, auch über gescheiterte Hoffnungen, verlagte Wünsche hinweg —; aber sie mußten zurück zur Gegenwart.

„Nein, Dettenborn braucht Amerika nicht, Dettenborn hat Holland. Well! Aber Holland will dafür Dettenborn, verstehen Sie?“

„Holland hat Dettenborn mit Haut und Haar, Mijnheer!“

Van der Steppen schwieg.

„Nun, Jan, ist es etwa nicht so? Die Handelsbank kündigt das Kapital und dann?“

„Die Handelsbank wird sich hüten, alter Junge! Sie hat ein Interesse am Haus Dettenborn, ein verteufteltes Interesse. Verstehen Sie, Johann! Nicht der alte Jan an Johann — das hat nichts zu tun bei dem Geschäft der Rotterdamer Handelsbank mit dem Exporthaus Justus Dettenborn.“

„Ich weiß“, sagte Johann einfach. Dann griff er nach dem Haustelephon.

„Will Jan van der Steppen am Familientisch essen, oder soll die Rotterdamer Handelsbank in die Stadt geladen werden?“

„Oh, ich bin als Freund gekommen und will als Freund behandelt sein.“

„Gut. Hallo, Justine!“ Und er meldete seinen besten Freund aus Holland zu Tisch. „Daß er zufällig Chef der Handelsbank von Rotterdam ist, brauchst du nicht zu berücksichtigen.“

Und dann lachte Johann. Er lachte so selten. Während er das Hörrohr anhängte, sagte er:

„Meine Schwester Justine nimmt es wörtlich. Aber Sie haben es ja so gewollt.“

Alter Freund, wir setzen uns kleiner. Doch das ist nicht für die Bank bestimmt; wir könnten an Kredit einbüßen! Vor acht Tagen hätte Sie noch ein livrierter Diener bedient, und Justus Dettenborns Witwe hätte die Honneurs des Hauses im Repräsentationsspeisezimmer gemacht. Heute müssen Sie durch Handwerkertrummel hindurch in ein gemütliches Familienzimmer, ein Mädchen wird Sie bedienen, und meine Schwester Justine wird die abwesende Hausfrau vertreten.“

Jan verneigte sich sitzend.
„Es wird mir eine Ehre sein. Aber ich höre, Sie bauen also in Deutschland doch ab?“

„Nein, Jan van der Steppen. Wir schränken uns nur ein, um die Lasten der Geschäfte zu verringern. Um wieder aufbauen zu können.“

„Sie sind ein hoffnungsloser Deutscher. Hören Sie beide, meine Herren: Johann könnte um ebensoviel sein Haus in Rotterdam vergrößern, wie hier verkleinert wird. Sie sind beide Kaufleute. Was sagen Sie dazu? Er ist ein hoffnungsloser Ideologe.“

Johann stand auf, schlug Jan auf die breiten Schultern.
„Geben Sie sich weiter keine Mühe, Jan van der Steppen. Lassen Sie uns zu unseren Geschäften kommen.“

„Ich werde der Handelsbank nicht mitteilen, daß das Haus Detttenborn sich klein setzt, alter Freund, das würde Ihrem Kredit schaden“, sagte Jan als er mit Johann in dessen Wohnzimmer den Kaffee nahm, den Justine noch einschenkte, um dann mit einigen Anweisungen des Bruders in das Kontor zu gehen.

„Weniger, als wenn wir den geschäftlichen Verpflichtungen nicht nachkommen könnten, die Familie aber weiter auf großem Fuß lebte.“

„Well, lassen wir das! Und ihr seid hier alle wie veressen, das Haus durchzuhalten? Dieser stille Felig, der verbissene — wie heißt er? Ja, Lothar?“

Johann schüttelte den Kopf.

„O nein, Felig ist Erfinder. Aber kurz oder lang kommt er überhaupt nicht mehr in das Kontor. Lothar schick' ich nach England.“

„Ich versteh' Sie immer weniger, Johann.“

„Justine ist meine Stütze, Jan van der Steppen.“

„Versteht sie etwas von Geschäften?“

„Sehr viel sogar. Sie arbeitet eifrig im Kontor.“

Jan schüttelte den Kopf.

„Schade! Justine Detttenborn gehört nicht in ein Kontor.“
Er wurde sehr nachdenklich und ganz schweigsam. Und nun war es im Wohnzimmer Johans, wie es sooft auf dem Motorboot Jans gewesen. Die Freunde saßen schweigend und rauchend einander gegenüber und fühlten sich sehr wohl. Dann aber stand der Holländer auf.

„Gut also, ich werde sie fragen.“

Erstaunt sah Johann den Freund an.

„Es ist kein Fehler, daß sie etwas von Geschäften versteht. Aber im Kontor soll sie nicht sitzen, Johann. Das ist nicht das Richtige.“

„Sie haben mich damals bange machen wollen, lieber Freund, und haben von den verarbeiteten Frauen Deutschlands erzählt und von den leichtsinnigen Mädchen. Sie sehen jetzt selbst, es gibt in Deutschland auch noch andere Frauen.“

„Ich sehe. Aber einverstanden bin ich nicht damit. Und ich werde Ihre Schwester um sechs Uhr abholen im Auto, und Sie werden uns um sieben Uhr im Hotel treffen, und Sie werden zum Abend meine Gäste sein. Empfehlen Sie mich dem Fräulein.“

Justine horchte erstaunt auf, als Johann ihr die Einladung zur Autofahrt übermittelte.

„Zeige ihm das Schönste der Stadt. Um sieben Uhr treffen wir uns im Hotel.“

Es war dreiviertel sieben Uhr, als Jan van der Steppen noch einmal seine ganze Überredungskunst zu Hilfe nahm.

„Bedenken Sie, Fräulein Detttenborn, bedenken Sie es gründlich! Ich will heute keine Antwort. Schreiben Sie mir morgen, schreiben Sie mir übermorgen, in einem Monat, in zwei Monaten. Ich suche eine Frau für mein Haus, Sie verstehen, eine Frau, wie Justine Detttenborn sie sein würde. Ich suche keine Arbeiterin, o nein! Jan van der Steppen will in seinem Haus eine Herrin. Eine, wie Justine Detttenborn es sein würde! Und dann, Johann? Er würde auch wiederkommen nach Holland. Sie verstehen. Lassen Sie das alles hier.“

Seit einer halben Stunde saß Justine Detttenborn, und Jan van der Steppen sprach auf sie ein.

Dieser fremde Mann, den sie zum ersten Male heute mittag gesehen, sprach auf sie ein, dringend und doch ohne jede Leidenschaft, wollte sie zur Frau haben, zur Herrin seines Hauses. Fortlocken wollte er sie von ihrem Posten, warum? Um ihn nachzuziehen, der ihr blut- und wesenverwandt war, mit dem sie Schulter an Schulter kämpfte für das deutsche Haus.

„Oh, ich weiß, ich bin Ihnen fremd. Sie sind es mir nicht. Sie sind eine Detttenborn, Sie sind eine Johann Detttenborn, Sie verstehen?“

Justine schloß einen Augenblick die Augen: Weil ich seine Schwester bin. Ihn liebt er in mir.

„Also,“ sie sah Jan van der Steppen ruhig an, „weil ich seine Schwester bin?“

„Ist das kränkend?“

„Mijnheer van der Steppen —!“

„Nein, Fräulein Detttenborn, antworten Sie nicht!“

„Doch, Mijnheer van der Steppen, ich werde reden. Ich hab' auch Sie reden lassen. Weil ich seine Schwester bin, werd' ich ihn nicht verlassen, werde ich weiter mit ihm arbeiten, kämpfen.“

„Ich sagte doch, Sie sollen noch nicht antworten. Ich weiß, Sie werden noch anders denken lernen, darauf warte ich. Und unterdessen bereite ich mein Haus für seine Herrin.“

„Lun Sie es nicht in Gedanken an mich, Jan van der Steppen!“

„Nichts wird mich daran hindern, Justine Detttenborn.“

Sie wollte sich auflehnen gegen diesen fremden Mann, der so sicher sprach, für den es nur eine Frage der Zeit schien, wann Johann das Steuer des Schiffes fahren lassen würde, daß sie beide als Schiffbrüchige an der fremden Küste landen würden; der nicht zweifelte, daß sie als Herrin in sein Haus treten würde. —

Das Auto hielt.

„Sehen Sie, Johann erwartet uns schon in der Halle!“

Und dann verlief der Abend ruhig und harmonisch. Jan van der Steppen erzählte von seinen Reisen nach Indien; Jan van der Steppen erzählte von Holland; er erzählte vom jungen Detttenborn, der eines Tages in der Handelsbank von Rotterdam seinen Kreditbrief vorwies. Und Jan beobachtete über den Rauch seiner Zigarre weg, wie Justinens kühle Mienen sich belebten, wie ihre Augen aufleuchteten, sprach er vom jungen Detttenborn.

So blieb er bei diesem Thema. Er erzählte, wie der junge Deutsche allmählich der angesehene Chef des holländischen Hauses wurde. Und Jan van der Steppen war sehr, sehr zufrieden.

Als er in der Nacht sein Abteil im Schlafwagen bestieg, machte er einen dicken Strich durch die deutsche Firma Justus Detttenborn. Aber neben Johann Detttenborn stand klar und leuchtend das Bild von Justine Detttenborn.

(Fortsetzung folgt.)

Einem jungen Freunde.

Scharf in der Wehr
Für deine Ehr'
In allen deinen Fehden.
Doch merk' dir's gut:
Oft liegt mehr Mut
Im Schweigen als im Reden!

G. Stingerhoff.



Linden-Verlag

Strickende Alte

Radierung von H. Schellerer, München

Bayreuther Auktakt.

In ruhiger Arbeit der Vorbereitung hielt Bayreuth 1926 seine Pforten geschlossen, das Jubiläum des fünfzigjährigen Bestehens der Festspiele sich für dieses denkwürdige Jahr vorzubehalten, in dem nach einundzwanzigjähriger Pause neben dem „Ring des Nibelungen“ und dem „Parsifal“ das tiefe Mysterium der Liebe „Tristan und Isolde“ wieder dargeboten werden soll.

In Bayreuth hat man von jeher Gedenktage allein durch die Tat gefeiert; allen Äußerlichkeiten ist man peinlich aus dem Wege gegangen, und die Idee der Festspiele, der Bayreuther Gedanke, schien auch bereits in der Seele des deutschen Volkes für die Ewigkeit verankert zu sein. Dann aber dämmerte ein neuer Tag, als Krieg und Nachkriegszeit eine vollständig veränderte Welt unseren Blicken zeigte, eine Welt, in der Junge und Alte zunächst daran zu denken hatten, wie sie sich die Bedingungen für das nackte Leben gewannen! Erarbeiteter Wohlstand, durch Jahrhunderte erworbene Rechte und Vorrechte waren verlorengegangen im Leben des einzelnen wie im Haushalt des Staates: Zusammenbruch überall!

Nur langsam vermag sich der Deutsche, der immer noch verträumt ist und schwerfällig die Dinge äußeren Geschehens erfaßt, auf sich selbst, auf seine Kultur, auf seine nationale Ehre zu besinnen. Und starke Strömungen sind am Werke, sein inneres Erkennen mit falschen Gedankenreihen zu verwirren; denn das Schlagwort regiert die Stunde. Eines dieser Schlagworte ist die sogenannte „Ertüchtigung allein durch den Sport“, wobei man vergißt, daß nicht Akrobatikrekorde, sondern Taten des Geistes, der Verantwortung, Persönlichkeitswerte das Wohl der Gesamtheit entscheiden. Ein weiteres Irrlicht ist die „internationale Verständigung“, die man bei uns durch kritiklose Empfehlung von Auslandsware versucht, von Parfüm und Spitzen angefangen bis zu den in fremden Sprachen sich versuchenden oder deutsch stammelnden Solisten unserer Theater und der Vorführung von ausländischen Bühnenerfahrungen, Modeschöpfungen und Negertänzen.

Der Jugend unbeflissenen Sinn vergiftet man mit dem Schlagwort „überlebt“, unter das man auch die Bayreuther Meisterkunst stellt, von der man einzig den „Tristan“ noch allenfalls gelten läßt! Um die Verwirrung der heute lebenden Generation, die durch den Krieg und seine Nachwirkungen zehn Jahre ihres Lebens, ihrer Bildungsmöglichkeit, ihrer Muse verloren hat, vollständig zu machen, spielt man ihr Bücher über Bayreuth und Richard Wagner in die Hände aus der Feder jener üblen „Geschäftigen“, die mit erheuchelter Anhängerschaft sich objektiv gebärden und aus ihrer sonst unschöpferischen Witzigkeit mit dem Schatten des Riesen Wagner Konjunkturgeschäfte machen. Das muß einmal ausgesprochen werden, um auch dem noch fernstehenden Deutschbewußten die ungeheuren Schwierigkeiten klar vor Augen zu führen, mit denen Bayreuth heute von neuem zu kämpfen hat, die Aufgaben zu kennzeichnen, die dem deutschen Volke aus dem stolzen Besitz dieses großen Genius erwachsen, die ungeheuren Werte aufzuzeigen, die aus seinen Werken und Schriften, Briefen und Lebensdokumenten uns den Weg zu zeigen geeignet sind, der zur deutschen Freiheit führt.

Alle deutschen Menschen, die sich ihres Volkstums wahrhaft bewußt sind und in unseren Tagen auf sommerlicher Lebenshöhe stehen, müssen mitarbeiten daran, daß Bayreuths Kulturwerte nutzbar gemacht werden für eine deutsche Wiedergeburt in Kunst und Leben, in Staat und Gesellschaft. Nicht dürfen die zum Schaffen Verpflichteten auf das Alter schauen; in Ehrfurcht sei die kleine Schar der „Prominenten“ früherer Tage begrüßt — sie haben genug getan für Volk und Vaterland wie für Bayreuth. Noch weniger darf der Jugend

die hohe Aufgabe zugewiesen werden. Wer im politischen Leben wie in der Jugendbewegung steht, der weiß, daß für Feste inneren und äußeren Gepräges die Jugend leicht zu gewinnen ist, aber in der Mehrzahl ihrer Anhänger zur harten, entbehrungs- und opfervollen Mitarbeit nicht herangezogen werden kann — und auch nur bedingt herangezogen werden darf! Diese Jugend muß zunächst einmal für die eigene Durchbildung, für die Grundlage zur Lebensführung sorgen angesichts der verminderten Arbeitsmöglichkeiten in dem verengten, verarmten, ausgesogenen und verflachten Vaterland. Wir reifen Menschen müssen die Lasten des verlorenen Krieges wie die tiefe Schuld an der Entseelung unseres Volkes, der Materialisierung und Überschätzung vergänglicher Scheinwerte tapfer und bewußt auf uns nehmen und immer wieder und unentwegt auf Bayreuth weisen als auf eine der tiefsten und edelsten Quellen des Idealismus, als jene Weltanschauung, die uns alle aus Banden erlöst, die stärker noch auf uns lasten als der Feinde Sklavenketten.

Aus diesem Gesichtswinkel gesehen, bleibt noch unendlich viel an Aufklärung über Bayreuth, an wirksamer Arbeit für das Verständnis der Bedeutung des Meisters zu tun, trotzdem Konversationslexika und Kunstgeschichten die Erinnerung an den Namen zu pflegen vermeinen, Monumente für die Erhaltung seiner taterfüllten und leiddurchfurchten Tüge sorgen und schließlich seine Werke in den Händen rühriger Verleger und vorteilsicherer Theaterdirektoren selbst in mittelmäßigen Aufführungen ihren Adel bewahren und die Rassen füllen.

Wagners Wunsch und seiner Lebensmission, mit seinem Volke durch sein Werk zu einer Kulturgemeinschaft zu verwachsen, entsprach die Tat von Bayreuth, die Schaffung der Nationalbühne, von deren Eindrücken nicht nur Erschütterung und Läuterung, sondern eine künstlerisch-weltanschauliche Durchdringung des ganzen Volkes mit dem Gebot der Einheit von Religion, Kunst und Philosophie ausgehen sollte — mehr als früher ist es in unserer zerrissenen Zeit Aufgabe des Gralstempels, die Klust, die in Deutschland die Gebildeten von den breiten Schichten des Volkes, das eigentliche Volksleben vom Kulturgehalten trennt, zu überbrücken. In diesen Aufgaben ein neues, hohes Ziel deutscher Kultur und Lebensgemeinschaft nach bestem Wissen und Gewissen schaffen zu helfen, grüßen wir Bayreuth, feiern wir froh sein trotziges Bestehen im Laufe eines in die Ewigkeit versunkenen halben Jahrhunderts, freuen wir uns an dem lebensfrischen Bild, das die an ihre Aufgaben pflichtvoll hingebene Künstlerschar auf dem grünen Hügel uns bietet.

Die gesamte Regie und Inszenierung führt Siegfried Wagner, dem es Bayreuth zu danken hat, daß es nie und nirgends in seinem Stil und Bild veraltet und rückständig wurde, aber durch seine weitschauende Führerpersönlichkeit vor törichtem, von der Mode schnell überholten Regiegeschmacklosigkeiten bewahrt blieb.

Bayreuth! Der Zauber seines Schutzgeistes hat nichts von seiner Macht verloren! Was die Antike in ihrem religiös-künstlerischem Kult dem Volke gab, was Schiller einst wiedererlebte, Richard Wagner hat es hier zur Tat werden lassen — an uns ist es nun, sein Vermächtnis für uns in die Tat umzusetzen; wir, von der Neidlinge Schar Gefesselte, müssen uns die Flügel zur Freiheit schmieden, einer Freiheit, die nicht nur Sklavenketten zerbricht, sondern auch unser geistiges Leben wieder mit wahren Kulturwerten durchdringt. Dann werden wir in Wagners Sinne Bayreuther Jubeldaten feiern dürfen — dann seiner forschenden Frage: „Was ist deutsch?“ einzig die seinen Mahnungen gerecht werdende deutsche Antwort finden! G. Daeglau.

Ein deutscher Maler.

Von D. Hanneforth.

Banger Zeitentaumel, zerrissene, zwiespältige und verzerrte Gegenwart sind die undurchsichtigen Schleier, die uns den Blick in eine sonnenklare Zukunft, ins Reich der harmonischen Schönheit und wahren Kunst verwehren.

Immer noch mischt sich krassestes Stümpertum unter ernsthafte Streberarbeit und sucht unter dem Deckmantel des Vorausschauenden einem gehehnten, aber mit offener Seele dastehenden Volke eine wilde, oft mit gar zu großen menschlichen Schwächen durchsetzte Kunst vorzusetzen: Bilder des nüchternsten Alltags, verhärmte Gestalten einer geknechteten Menschheit — Bilder, bei denen sich die Seele zusammenkrampft, bei denen man das Lachen verlernt — Bilder, denen jede Spur von Herzenswärme, jede Sehnsucht nach Licht fehlt. Wer vermag hier mit hellen Augen dem Lichte entgegenzusehen, wo ist hier die Ruhe für die Empfindungen, die auch das Herz des Mutigsten erschüttern können?

Und wir möchten doch so gerne wieder froh werden an einer Kunst, die uns über den Alltag erhebt, nicht ins Ufer-, ins namen- und autoritätslose All — nein, eine Kunst tut uns not, die uns stillestehen läßt und eine Empfindung eingibt: Zieh deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land.

Gebhardt war einer dieser Meister — er ist nicht mehr, doch sein Werk lebt weiter. Zur Freude der Menschheit, die nicht den Verworrenheiten und dem Trugbild der Zeit glaubt, sondern sehen oder wenigstens dunkel fühlen kann, wie unter dem Dornengestrüpp des stehenden Unkrauts eine Saat aufgeht, die Ewigkeitsgedanken in die Welt schleudert. Noch ist die Zeit kurz — denn solche Saat will langsam reifen. Doppelte Freude aber, wenn die Vorernte berechnete Hoffnungen auf eine vollreife Frucht gibt.

Es war fünf Jahre vor Gebhardts Tode, als der Meister sein letztes großes Werk schuf, das große Wandgemälde in der Marienkirche in Dortmund: „Die Stillung des Sturmes auf dem Meere.“ Da schlich sich ein junger Kunstbessener, seine Studentenköpfe wohlgehegt in der Mappe, in eine der Kirchenbänke und mußte: Heute ist der Wendepunkt deines Lebens gekommen. Jedoch war er viel zu bescheiden, durch das anerkennende Urteil Gebhardts über seine mitgebrachten Studien eitel zu werden. Sein Weg war klar, zunächst ein würdiger Schüler zu werden, um sich eine aufnahmefähige, von keinerlei Hemmungen gestörte Seele zu schaffen, die der Altmeister formen konnte, ohne Gefahr zu laufen, sie nicht gerüstet zu finden.

Und Gebhardt hat diese Seele geformt, wie er es auch bei manchem anderen Kunstjünger getan hat. Aber selten ist er so gut verstanden worden wie von diesem, seinem letzten Schüler: Johannes August Stork. Er, dem die erste Begegnung mit seinem Meister zum Wendepunkt seines künstlerischen Schaffens wurde, hatte erkannt, in welcher Weise den Menschen göttliche Werte vor Augen geführt werden müssen — ohne konfessionellen Einschlag — aber mit einer alle bezwingenden Note innerer Religiosität.

Sein erstes großes Werk, „Die Sturmesstillung“, ist in zwei Fassungen sofort von Kunstfreunden aufgekauft, ohne daß die Öffentlichkeit darauf aufmerksam geworden ist. Eine dritte Fassung wird in Kürze auf der Staffelei stehen, die die Angst und Not der Jünger, die zur rechten Zeit den Rettungsanker, den „Meister“ finden, in packender Weise zeigt. Hierbei wird eine „Studie zum Jakobus“ Verwendung finden, die in aller Deutlichkeit zeigt, daß nur die restlose Hintansetzung des eigenen Ich Voraussetzung des Glaubens ist.

Doch ist Stork erfreulicherweise frei von jeder Dogmatik. Er versteht sehr gut, seine Gedanken in Erdenkleider zu hüllen und sie auch dem in streng kirchlichem Sinne Ungläubigen verständlich zu machen.

„Ein Dorffschulze“ heißt ein Bild dieser Studienreihe.

„Hier hebb' i'd tau seggen!“ bedeutet die kurze, aber energische Rückwärtsbewegung des Kopfes, und der scharfgezeichnete Mund wird stets das richtige Führerwort sprechen, nachdem die etwas eingeknickten Augen bei Freund und Feind bis auf des Herzens Grund geschaut haben. Auch die folgenden Bilder zeigen, daß Stork gewillt ist, eigene Wege zu gehen. „Der alte Mann“ und „Der Ratsherr“, beides Gestalten aus den verschiedensten Gesellschaftsschichten, aber eins haben beide gemeinsam: Beherrscher der Lage, wenn auch erst nach innerem Kampf. Wie fein er versucht, die Achtung vor dem geistig Stärkeren auch im Familienleben darzustellen, zeigt sein Bild „Ein junger Ratsherr“. Die junge Gattin muß dem Gatten etwas Wichtiges mitteilen, aber die Achtung vor dem geistigen Schaffen des jungen, sich seiner schweren Verantwortung bewußt fühlenden Ratsherrn läßt ihre eigenen Wünsche verstummen.

Wie sehr aber Stork trotz dieser hohen Note, die er seinen Gestalten gibt, mit beiden Beinen auf echt westfälischem Boden, seiner von ihm sehr geliebten „Roten Erde“,



Ein Dorffschulze.



Ein Mädchen aus Westfalenland.

steht, das soll seine Kopfstudie „Mädchen aus Westfalenland“ zeigen. Sonne und Frühling umstrahlen das strohblonde Germanenhaupt, das den hellen gläubigen Blick hat, die höchsten Werte zuschauen, und damit den Kontakt mit seinem übrigen Schaffen wieder herstellt.

Wie kommt Stork zu dieser glücklichen Verbindung zwischen

Himmel und Erde, zwischen Geist und Stoff? Durch Grübeln? — Nein, er hat zwei helle, leuchtende Augen, die ihn draußen in der Natur die hehre Schöpfung Gottes sehen lassen. Da singt ihm die Lerche die Eingebungen zu, und die bunte Ackerwinde ist sein Farbenmodell. Daher ist es selbstverständlich, daß er neben seinen bewußt fördernden Bildern eine Reihe Landschaften gemalt hat, die den Hauch des Göttlichen ahnen lassen.

So reift eine Persönlichkeit in der Hingebung an den selbst-erwählten Beruf durch das ständige Hören auf nichts anderes als seine eigene Überzeugung und das eigene Gewissen als Mensch und Künstler.

Die Zahl solcher Männer ist nie sehr groß gewesen, und heute erst recht nicht, da nur die gesündesten Naturen bei dem Auf und Ab der Moden künstlerischer Dogmen stand-



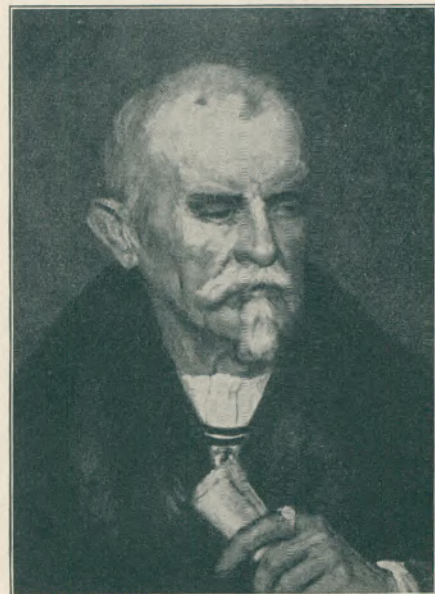
Ein junger Ratsherr.

haft bleiben können. Zu leicht vergiftet der stille Beschauer beim Genuß der reisenden Frucht den Dornenweg des steilen Aufstiegs und — des irrenden Abweges, den der ernste Künstler sicher auch gegangen ist. Aber welch gutes Zeichen für den Schöpfer ist es, wenn seine Werke uns die Mühe vergessen lassen und uns die Überwindung aller Hemmnisse eines einheitlichen, zielbewußten und zielgläubigen schöpferischen Willens zeigen. —

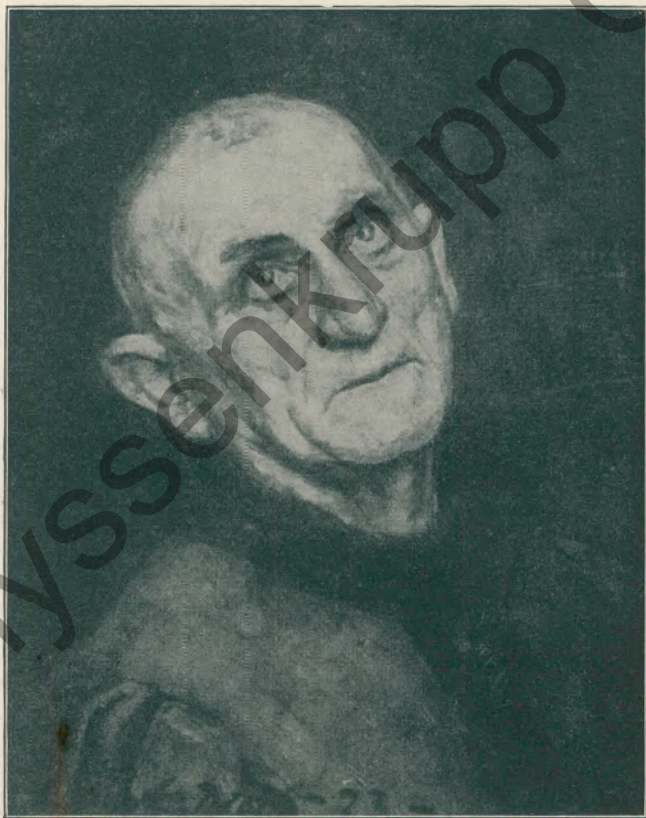
Und jetzt noch ein kurzes Wort von dem Zeichner Stork. Nur die Hände des „Dorfschulzen“ und des „Alten Ratsherrn“ mögen genügen. Sie lassen die Feinheiten fühlen. Sie lassen die greifbare Nähe spüren, sie haben das Blut dessen in den Fingern, der sie gezeichnet hat. Sie sind Kostbarkeiten für sich.

So strömt von den Werken Leben und Seele aus, gütig sanft, milde und verzeihungsvoll, leicht zugänglich für jeden, der sich ihm zu nahen versteht.

Sein Werk lieben heißt: Wandeln auf dem Wege der Seele. Und so sei dem Wunsch Ausdruck gegeben, daß Stork, der eben erst 35 Jahre alt ist, diesen Höhenweg fortsetzt mit weiteren Werken, die sich wie ein schöner Kranz um die lichtwärtsstrebende Seele ranken.



Alter Ratsherr.



Studie zum „Jakobus“.



Abb. 1. Hand eines bedeutenden Holzbildhauers.

Abb. 2. Tischlerhände.

Hände.

Von H. R. van Nizschoten.

Mit 9 Aufnahmen von H. Schiebert, Wien.

In der Schönheit der menschlichen Hand liegen Gesinnung, Charakter, Adel und Grazie. Wer weiß heute hiervon? Die schönsten Beine werden preisgekrönt — schlagwortartig hämmert sich dieser Gedanke über das Sprungbrett der Reklame in das Hirn des modernen Menschen ein. Der Hand, als Sprecherin des menschlichen Wesens, mißt man heute, ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten, so gut wie keine Bedeutung bei. — Am eindrucksvollsten vermag uns ein Gang durch die Galerien immer wieder zu zeigen, wie sehr die alten Meister nächst dem Gesicht der Hand die größte Aufmerksamkeit zuwenden. Vornehmlich trifft dies auf die Zeit der stark durch die antike Kunst beeinflussten Hochrenaissance zu. Nächste Leonardo da Vinci hat Michelangelo die Hand als Sprecherin der Geschehnisse gewählt. Die Reihe führt weiter über Raffael (Madonna im Grünen, Disputa), Tizian (Zinsgroßchen), Correggio (Madonna) zu dem größten Sprechmeister menschlichen Wesens, Albrecht Dürer, über dessen ungemein charakteristischen und schönen Hände beim Betrachten des Selbstbildnisses der greise Meister

der venezianischen Malerei, Giovanni Bellini (Tizians Lehrmeister), sagt: „Solch eine Hand ist ein köstlich Wunderwerk, und die hat nur einer. Wäre sie nicht an Eurem Arm gewachsen, sie könnte ein Lebewesen für sich, sie hätte müssen ein Maler sein wie Ihr. Die Finger haben Seele und Gemüt. Ich vermute die Sanftmut in ihnen zu verspüren, die Euch entströmt. Solche eine Hand kann Wunderwerke schaffen von allerfeinster Schönheit. Sie kann auch ohne Zunge klug und weise sprechen.“ In der Neuzeit gelingt es außer Menzel, Rodin und Leibl wenigen, die Hand nicht nur anatomisch richtig, sondern auch in ihrer geistigen Eigenart lebensvoll und ihrer eigentlichen Aufgabe gemäß darzustellen.



Abb. 3. Mädchenhände.

Weit eindrucksvoller als in der Malerei sehen wir heute in den mit Hilfe der photographischen Techniken geschaffenen künstlerischen Personenbildnissen die Hand berücksichtigt. Ein Umformen oder gar Idealisieren wie in der Malerei, wenn die Härte beim Modell nicht gefallen und aus dem Rang der Vornehmheit herausgreifen, gibt es hier nicht. Es bietet sich somit in photographischen Bildnissen weit eher die Möglich-

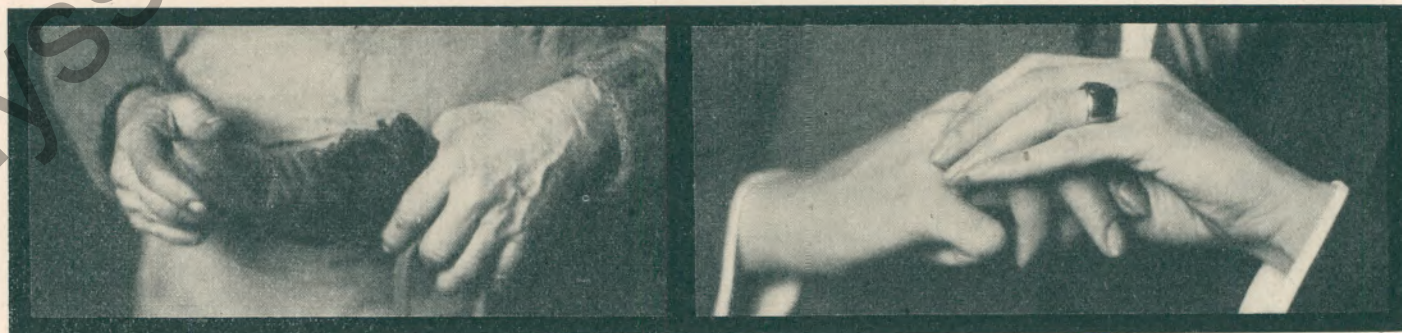


Abb. 4. Der Handarbeiter.

Abb. 5. Hände eines bekannten Germanisten.

keit, die Wesenheit der Modelle herauszulesen. Wenn wir daraufhin die den Ausführungen beigegebenen Aufnahmen betrachten, so sehen wir hier die Hände nahezu als letzte Erfassungsmöglichkeit des seelischen Gehaltes der dargestellten Persönlichkeit bzw. als wertvolle Beigabe zur Steigerung des Charakters. Sie wird gleichsam Eigenpersönlichkeit, Charakterbild und Schicksalsbuch. Der weitere Vorzug dieser photographischen Studien liegt darin, daß die Hand auch in ihren Einzelheiten näher in Augenschein genommen werden kann. Das Ideal einer vollkommenen Hand ist arm an auffälligen Vorsprüngen und scharfen Kanten. Die harmonischen und ebenmäßig gestalteten Finger lassen Muskel- und Sehnenpartien nur eben angedeutet erkennen und sind vielleicht hier und da von kleinen Grübchen in angenehmem Wechsel belebt. In der Feinheit der Form ist so die Hand von aller niedrigen Körperlichkeit befreit. Wenn auch die

Hände in ihrer Grundform sich zuweilen den Proportionen des übrigen Körperbaues anpassen, so haben ihre Bewegung und Gliederung ganz im seelischen Wesen ihren Ursprung. Eine interessante Beweisführung zu dem Vorermähnten bietet der Vergleich der Hand eines

Holzbildhauers (Abb. 1) und eines Tischlers (Abb. 2), die in ihrer Gliederung ganz bedeutsame Unterschiede aufweisen, obwohl beide mit der Kraftausübung des Holzhammers, Hobels usw. zu tun haben. In diesem Falle sehen wir also die Hand nicht nur als Werkzeug für äußere Dienstleistungen, viel mehr als

Zeuge vom Geist des Schaffenden. Dieses eine Beispiel zeigt zur Genüge, in welchem Maße die rein äußerliche Form der

Hand gleichzeitig durch Arbeit und Denktätigkeit beeinflusst wird. Eine breite, gedrungene, feste und kräftige Handform ist

als Charakteristik für körperliche Arbeit des Trägers (Abb. 4) anzusprechen. Die Hand des geistigen Arbeiters (Abb. 5) ist fein ausgebildet, die Finger sind etwas spitz zulaufend, mit leichten Anschwellungen an den Gelenken. Die Künstlerhand weist ähnliche Anzeichen auf; hier sind aber die stärker spitz zulaufenden Finger glatter gehalten. Wohlleben glättet ebenfalls die Hand, jedoch ist diese dann sehr fleischig-schwammig und deutet auf das Hauptziel ihres Besitzers hin: „gut zu leben“. In der Praxis ist natürlich jede Gattung nicht so stark ausgeprägt. Einige besonders ausgeprägte Beispiele bleiben noch einzuschalten. Mit welcher Macht spricht die Höhe der inneren Entwicklung aus den äußeren Formen der Hände in Abb. 6! Man glaubt

aus ihnen eine stürmende Gotik neben der feingegliederten und heiteren Renaissanceschönheit zu verspüren. Die Hände eines Diplomaten (Abb. 7) sind positiver, gehören einem Realisten und einer Diesseitsnatur an, die verbindlich zu überzeugen versucht. In Abb. 8 sehen wir die Hände eines bedeutenden Pianisten. Der Tastenschlag hat zu einer deutlich erkennbaren Biegung der Nagelglieder geführt. Die läng-

lichen und ausdrucksvollen Hände in Abb. 9 (Feinmechaniker) verraten etwas von dem Hantieren mit Feinwerkzeugen und Modellen. Aus diesen Beispielen ist ohne weiteres erkennbar, wie bedeutend die rein äußere Form der Hand ganz individuell durch Arbeit, Denktätigkeit usw.

verschieden beeinflusst wird, und wie berechtigt es ist, die Hand eines Menschen als sein Gesicht anzusprechen.



Abb. 6. Hände eines bedeutenden Künstlers.



Abb. 7. Der Diplomat.

Abb. 8. Pianistenhände.



Abb. 9. Hände eines Feinmechanikers.

Deutsche Rathäuser.

Eng zusammen mit der Geschichte der Städte, mit dem Aufblühen städtischer Macht und städtischen Lebens hängt die Geschichte der Rathäuser. Erst durch jahrhundertelange Kämpfe gegen Adel und Geist-

opferbereiten Zeit, uns mit Bewunderung erfüllen, so war es Wunsch und Streben jeder zur Macht gelangten Stadt, im Rathaus eine sichtbare Verkörperung ihres Ansehens, ihrer städtischen Würde zu schaffen.



Rathaus in Strümpfelbach (erbaut 1392).



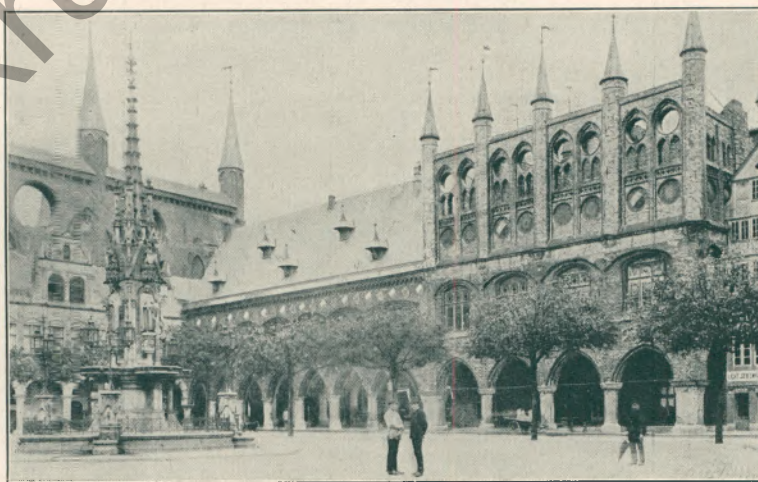
Rathaus in Königsberg in der Neumark.

lichkeit, Kämpfe, die mit aller Kraft eines neu und übermächtig erwachenden Standes geführt wurden, mit aller Energie, die das Bewußtsein der Macht zu geben vermag, gelang es den Städten, sich die Rechte zu erringen, die dann später immer aufs neue gegen den Bischof, gegen den Fürsten oder auch gegen die eigenen Zünfte verteidigt werden mußten. Es ist natürlich, daß in solchen Kämpfen erstarkte Gemeinwesen, die wußten, welche Macht sie darstellten, die sich gegenseitig unterstützten und mächtige Städtebünde schlossen, auch den Willen hatten, diese neu und mühevoll errungene Macht innerhalb der Mauern bildlich darzustellen, in einem Gebäude zu verkörpern, das Sinnbild war der Macht und des Reichtums der Gemeinschaft, die es geschaffen.

Wie es der Stolz der Bischöfe und ihrer Städte war, Dome zu bauen, die durch jahrhundertelange Arbeit Zeugnis gaben von der Frömmigkeit, aber auch der Macht ihrer Schöpfer, die noch heute, steingewordene Zeugen einer erstaunlich

Diesem Bestreben verdanken wir die Rathäuser der alten, großen Städte, die wir noch heute um ihres Kunstwertes, ihrer architektonischen Schönheit willen bewundern müssen. Doch nicht nur die großen, auch mittlere und kleine Städte haben Rathäuser, an die so viel Liebe und Sorgfalt gewandt sind, daß wir zugestehen müssen, daß damals der Stolz auf die Macht und Würde des Gemeinwesens, dem jeder angehörte, bei weitem ausgeprägter und opferwilliger war als heute. Man kann es wohl verstehen, wenn man bedenkt, daß jede Familie geschlechterlang in der gleichen Stadt lebte, daß Kinder und Kindeskinde die Arbeit der Ahnherren und ihre Früchte ernteten.

Das Rathaus, als der prächtigste Profanbau der Stadt, stand fast immer am Markt, jedenfalls an einem größeren Platz, der seine architektonische Wirkung voll zur Geltung kommen ließ. Der Hauptverkehr flutete an ihm vorüber, alle Kämpfe zwischen den Geschlechtern hatten



Rathaus in Lübeck.



Markt mit Rathaus in Michelstadt (Hessen).

das Rathaus zum Mittelpunkt. So wurde es oft zerstört, oft umgebaut, wenn es für die wachsenden Bedürfnisse der größer werdenden Städte zu klein wurde, oder überhaupt abgerissen, um einem neuen Platz zu machen.

So haben wir kein Rathaus, das älter ist als aus dem 12. Jahrhundert. Die Anordnung dieser frühesten Zeit ist sehr einfach, wie wir es noch heute, wenn auch an wenigen Beispielen, sehen können. Im Erdgeschoß ist meist eine offene Halle, die vom Markt gar nicht getrennt war, so daß sie an den Markttagen mitbenutzt wurde. Im Obergeschoß befand sich der Saal für Versammlungen, für Wahlen oder die großen städtischen Feste. An ihm ist meist ein kleiner Balkon, von dem



Rathaus in Rhens am Rhein.

aus Ansprachen an das Volk gehalten und Ratsbeschlüsse verkündet wurden. Auf vielen Rathäusern findet sich an einem der beiden Enden oder auch in der Mitte des Daches ein sehr sorgfältig ausgeführter Turm mit Uhr und Glocke, oft von ganz bedeutenden Ausmaßen — schon von fern ein Wahrzeichen der Stadt.

Allmählich werden die Gebäude umfangreicher. Die Verwaltung beansprucht mehr Raum, Archiv und Gerichtsbehörden werden hier untergebracht, Bücherei und Bürgermeister-Kammer kommen dazu sowie die Gefängnisse und die Holzkammer, düstere, feuchte Kerker unter der Erde, die oft unmittelbar mit der Ratsstube in Verbindung stehen, um ein direktes Verhör der Gefangenen möglich zu machen.

Wer einmal in den unterirdischen Gängen des Nürnberger Rathauses umherging, bekommt sehr niederdrückende Begriffe von der Menschlichkeit des Mittelalters. Vom großen Saal zweigt sich in dieser Zeit die Ratsstube ab, ein kleiner, prunkvoll eingerichteter Raum, der zu kleineren Versammlungen dient. Auch eine Kapelle wird den Rathäusern häufig angefügt und vor jeder Versammlung hier die Messe gelesen.

Mit dem 14. Jahrhundert beginnt die eigentliche Rathausbauperiode

in Deutschland und steigert sich während der Renaissance zu den bedeutendsten Schöpfungen auf diesem Gebiete. Die Fassaden zeigen einen ausgebildeten Sinn für charakteristische und monumentale Wirkung und für eine stimmungsgemäße Ausnutzung des Materials, das meist aus Quader und Backstein besteht. In kleinen Städten werden mit dem Fachwerkbau malerische

Wirkungen erzielt. Richtig ausgebildete Türme finden sich nur selten, zuweilen stehen sie einzeln. Im Gegensatz zur Außenseite, auf die alle Sorgfalt und alles Können verwandt werden, ist das Rathaus innen meist schlicht und einfach, bis auf die Ratsstube, die mit Malerei und Schnitzerei geschmückt und kunstvoll getäfelte wird. Auch der Ratskeller, in dem sich die gestrengen Herren eines ehrbaren Rates in den Abendstunden zu



Rathaus in Cammin (Pommern).



Rathaus in Eßlingen (Württemberg).

versammeln pflegen, wo der Wirt für sie besonders schöne Weine pflegt, wird gemalt und geschnitten, und manch wichtig Wort zum Heil oder Unheil der Stadt wurde hier gesprochen.

Wie die großen Dome und Mönster eine lange Geschichte von immer steigender Macht der Kirche erzählen, so künden die Rathäuser vom Emporblühen der Städte und von schweren Kämpfen innerhalb und außerhalb der Stadt.

Technische Gedenktage.

3. 8. 1848 wurde zu Obrighoven bei Wesel Wilhelm Beumer geboren, der langjährige Geschäftsführer der „Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Stahlindustrieller“ und des „Vereins für die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen in Rheinland und Westfalen“.

Daneben war Beumer 37 Jahre lang Schriftleiter des wirtschaftlichen Teils von „Stahl und Eisen“.

4. 8. 1840 Geburtstag August Haarmann, Haarmann war langjähriger Leiter des Georg-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins zu Osnabrück und hat große Verdienste um die Verbesserung des eiserne Oberbaues von Eisen- und Straßenbahnen. Haarmann war ein eifriger Verfechter der Eisenschwelle.

4. 8. 1877 erhielt Otto das Deutsche Reichspatent Nr. 532, auf seinen Viertaktmotor.

6. 8. 1789 wurde Friedrich List zu Reutlingen geboren. List war ein bedeutender Nationalökonom und als solcher eine rechte Kämpfernatur; er verfocht den Gedanken der Erweiterung des Zollvereins, eines einheitlichen deutschen Eisenbahnsystems, eines nationalen Handelssystems, einer deutschen Flotte u. a. m.

8. 8. 1772 kam August Wilhelm Lampadius in Hehlen im Braunschweigischen zur Welt. Lampadius war ein erfolgreicher Lehrer der Bergbau- und Hüttenkunde in Freiberg und hat durch Wort und Schrift viel zur Verbesserung der berg- und hüttenmännischen Verfahren beigetragen.

10. 8. 1830 Geburtstag von Guido Fürst Henschel von Donnersmarch, des Mitbegründers der deutschen, vornehmlich oberschlesischen Großindustrie. Sein Interessengebiet: Eisen, Kohle, Zink, Zellulose, Papier, Kali, Superphosphat.

13. 8. 1920 starb zu Glücksburg Heinrich Macco, ein bedeutender Wirtschaftsführer des Siegerlandes.

15. 8. 1864 erhielten Emile und Pierre Martin (Vater und Sohn) ihr erstes englisches Patent auf ein Stahlschmelzverfahren im Siemens-Ofen.

16. 8. 1856 hielt Henry Bessemer in Cheltenham einen Vortrag, in dem er erstmalig öffentlich auf sein Verfahren der Darstellung von Stahl ohne Verwendung von Brennstoff hinwies.

19. 8. 1808 wurde zu Edinburgh der Ingenieur James Nasmyth geboren. Er war Verbesserer von Hüttenmaschinen und Einrichtungen jeglicher Art und vor allem Erfinder des Dampfhammers.

19. 8. 1867 hielt Eugen Langen im Kölner Bezirksverein deutscher Ingenieure einen Vortrag über die erste marktfähige atmosphärische Gasmaschine.

20. 8. 1775 kam in Horst bei Steele an der Ruhr Franz Dinnendahl zur Welt. Dinnendahl stammte aus ganz kleinen Verhältnissen und war nacheinander Schweinehirt, Bergmann, Mechaniker, Fabrikant. Er hat große Verdienste um die Einführung der Dampfmaschine im rheinisch-westfälischen Industriegebiet.

21. 8. 1849 Geburtstag des Ingenieurs August Klönne. Klönne gründete in Dortmund eine Fabrik für Apparatebau, Gasanstaltseinrichtungen, Förderanlagen, Brücken- und Eisenhochbau.

22. 8. 1853 Todestag von Karl Johann Bernhard Karsten, eines der größten Berg- und Hüttenleute des vorigen Jahrhunderts. Karsten war nicht nur praktisch erfolgreich tätig, sondern hat durch Herausgabe zahlreicher Werke und auch einer Zeitschrift sehr befruchtend auf seine Mit- und Nachwelt gewirkt.

22. 8. 1906 wurden die Stahlwerke Brüninghaus in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Das Bestehen dieser Werke läßt sich mehr als 350 Jahre zurückverfolgen.

25. 8. 1867 starb zu Hamptoncourt Mich. Faraday. Faraday hat bedeutende Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie und Physik (Elektrizität, Magnetismus) gemacht.

30. 8. 1751 starb Christopher Polhem, ein berühmter schwedischer Maschinen-, Berg- und Hütteningenieur.

31. 8. 1841 wurde Heinrich Kamp geboren. Er war ein Enkel des Mitbegründers der „Mechanischen Werkstätte Kamp & Co.“

in Wetter an der Ruhr, der ersten Maschinenfabrik im heutigen Sinne in Westfalen. Heinrich Kamp baute u. a. die erste amerikanische Drahtstraße in Deutschland auf der Westfälischen Union in Hamm. Später war er Generaldirektor des Phoenix.

Jahade.

VIII/24

Ursache der Unfälle in den verschiedenen Ländern									
Von 100 Unfällen ereigneten sich in									
Deutschland	Frankreich	Niederlande	Norwegen	Schweden	Kalifornien	Massachusetts	U.S.A.	Belgien	
231	72	91	177	204	107	270	72		
durch Maschinen (Motore, Transmissionen)									
59	00	32	30	128	11	?	06		
Hebemaschinen, Krane									
40	55	86	22	46	42	44	48		
Heiße und ätzende Stoffe									
150	294	110	135	64	334	291	354		
Einsturz (Fall und Heben von Gegenständen)									
116	185	170	211	82	184	127	183		
Sturz von Personen									
97	147	145	122	190	?	?	102		
Auf- und Abladen m. d. Hand									
155	57	62	38	117	119	74	109		
Beförderungsmittel und Tiere									
98	?	08	?	03	?	?	09		
Eisenbahnen									
Handwerkszeug									
40	06	120	50	156	94	80	74		

Die Vergleichbarkeit dieser an sich sehr interessanten, vom Internationalen Arbeitsamt zusammengestellten Unfallsiffern wird dadurch beeinträchtigt, daß für Frankreich, die Niederlande und Norwegen die Angaben aus der Vorkriegszeit stammen, und daß ferner wegen der Verschiedenheit der statistischen Ermittlung sich manche der Ziffern auf alle (angezeigten) Unfälle beziehen, andere nur auf schwere (entschädigungspflichtige) Unfälle. Bei Deutschland ist außerdem zu berücksichtigen, daß im Jahre 1920, aus welchem die Angaben herrühren (ohne Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Unfälle), infolge der körperlichen und seelischen Zermürbung durch Krieg und Revolution eine Steigerung der Unfälle zu verzeichnen war. Ein weiterer Mangel, der die Aufstellung stark anfechtbar erscheinen läßt, ist das Fehlen jeglicher Beziehung zwischen Einwohner- bzw. Beteiligungszahl zur Zahl der Unfälle; denn es gibt, um nur ein Beispiel anzuführen, ein gänzlich verzerrtes Bild, wenn man die Größe der Unfallgefahr an Maschinen in Deutschland und Kalifornien kritisch nebeneinanderstellen wollte, ohne zu berücksichtigen, daß Deutschland vorzugsweise industriell, Kalifornien fast rein landwirtschaftlich eingestellt ist und sich überdies die Einwohnerzahl der beiden Länder ungefähr wie 1 zu 20 verhält (Deutschland 64 Millionen Einwohner, Kalifornien dagegen nur 3,4 Millionen).

D. Schriftl.

Erkennen und Handeln.

Von Franz Anton Bechtold, Volkswirt KDB.

Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung.

Mag ein geflügeltes Wort noch so richtig, noch so geistreich, noch so packend sein: hören wir es oft hintereinander, so verblaßt es, ja es widert uns an, wenn es ohne Sinn hergeleiert wird. Und trotzdem: Was richtig ist, bleibt auch dann noch richtig, wenn es uns nicht gefällt. Also: Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. Richtiger: sie kann auf den Weg zur Besserung führen. Denn Selbsterkenntnis an sich ist noch kein Weg, sondern ein Denkvorgang, und wenn wir den Wunsch haben, uns zu bessern, und wir sehen ein, wo es bei uns fehlt, so bedeutet das — bildlich gesprochen —, daß man den Wegweiser zum erstrebten Ziel gefunden hat. Ob wir zum Ziel gelangen, ist eine andere Frage. Denn viele sehen ein: Da ist zuviel, dort ist zuwenig, so und so könnte ein Ausgleich geschaffen werden. Und trotzdem unterläßt man es, den als richtig erkannten Weg einzuschlagen. Wo fehlt es in solchen Fällen?

Erkennen und Handeln ist zweierlei.

Am Willen, werden vielleicht viele sagen. Andere werden kurzerhand erklären: Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich ein Übel wirklich erkennte, klar vor mir sähe und es nicht meistern könnte. Wer so spricht, übersieht, daß zwischen dem Erkennen der Zustände, ihrer Ursachen und ihrer Neugestaltung ein großer Unterschied ist.

Aus der falschen Folgerung: auf die richtige Erkenntnis müsse auch die richtige Handlung folgen, ergeben sich ganz irrige Vorstellungen in der Erziehung, im Beruf, in der Gesellschaft, im Verkehr und in der Wirtschaft. Wir glauben, dem oder jenem das Richtige, Zweckmäßige, Nützliche gesagt zu haben, und siehe da: er wendet es nicht an. Darüber ärgern, darüber empören wir uns, und wir erklären den Bekehrten für einen eigensinnigen oder trostigen Menschen und sagen ihm vorher, daß er einmal schlimm enden werde, wenn er auf so guten Rat nicht höre. Oder: Ein anderer erzählt uns, wie dies und jenes sei. Was er sagt, klingt recht überzeugend, und nun erwarten wir eine entsprechende Tat von ihm. Wir warten und warten, aber es geschieht nichts, was mit jenen Erzählungen und überzeugenden Reden etwas zu tun hat. Und wieder fragen wir: Wo fehlt es in solchen Fällen?

Stoßen wir gleich zum Kern der Frage vor: Erkennen und Handeln ist zweierlei. Manche erkennen etwas, wenden aber diese Erkenntnis nicht an. Dem einen mag es an Kraft, dem andern an Mut, einem andern an Geld oder Gelegenheit fehlen; ein anderer glaubt vielleicht, auf Höheres zielen zu müssen, wieder ein anderer ist übervorsichtig, er mag nichts daran sehen, oder er will sehen, ob nicht ein anderer die Kastanien aus dem Feuer holt. Solche und ähnliche Gründe mögen verhindern, daß Erkenntnisse in die Tat umgesetzt werden. Wenn es in der Welt nur solche Menschen mit solchen Begründungen gäbe, dann würde sie wohl kaum den hundertsten Teil derer speisen können, die sie heute labt. Glücklicherweise aber gibt es Menschen der Erkenntnis und der Tat. Ihnen verdanken wir es, daß der „Nahrungsmittelspielraum“ ausreicht und unübersehbare Zeit ausreichen wird. Der größte Teil der Menschen aber erkennt nicht und ist deshalb unfähig, sich emporzuranken, zu leiten und zu führen. Sollen nach diesen Feststellungen die einen ermahnt, die andern gelobt, die andern getadelt werden?

Der richtige Auftrieb.

Hier soll niemand ermahnt, niemand gelobt und niemand getadelt werden. Was wir möchten, ist: Grundlagen zu richtigen Erkenntnissen schaffen, Wege und Mittel zur geistigen, beruflichen, familiären, gesellschaftlichen und staatlichen Förderung zeigen. Anregen, ermutigen und beschwingen, zum kühnen Vorstoß anstacheln. Aber — kein Gedanke und kein Wort soll die Auffassung stützen, als ob es zum Vorwärtskommen nötig sei, über Leichen zu gehen. Über Leichen geht nur der sich überhebende, ungenügend geschulte, dreiste, nicht der bewußt an sich arbeitende, geschulte und vorwärtsstrebende Mensch.

Persönliches Pech?

Woher stammen Erfolg und Mißerfolg? Die Erfolgreichen behaupten: Klares Denken, zähe Arbeit, mutige Ausdauer schaffen den Erfolg. Daran aber glauben die Erfolglosen nicht. Ihre Meinung ist: Erfolg ist

Glücksache! Diese Auffassung wird oft mit diesen Worten ausgedrückt: „Ihm glückt alles, er hat eben Glück; mir aber glückt nichts, mich verfolgt das Unglück.“ Unbestreitbar ist, daß nicht jeder Erfolg auf persönliche Kenntnisse, Eigenschaften, Fähigkeiten und persönliches Verhalten zurückzuführen ist. Manches Außergewöhnliche mag da und dort dazu beigetragen haben, manches, was wir als Glück oder Zufall bezeichnen, mag zum Erfolg geführt haben. Auch die Gründe für Mißerfolge können außerhalb der Person sein, die davon betroffen wird. Wenn wir aber vom Erfolg und Mißerfolg sprechen, meinen wir nicht das Unvermeidliche, sondern das Mögliche, durch Menschengestalt und Menschenhand Beeinflussbare. Alle, die sich aufgerafft haben und wirtschaftlich hinaufgeklettert sind, bekunden, daß sehr viel mehr möglich sei, als im allgemeinen

angenommen werde, und übereinstimmend sagen sie, daß ohne gründliches Denken nichts Besonderes erreicht werde.

Denken und Handeln!

Schon Machiavelli betont, wie wichtig das Denken im Leben ist, und wie Unglück vermieden werden könne. Wie der einzelne auch über die staatspolitischen Lehren Machiavellis denken mag: vieles, was er niedergeschrieben, ist für den, der vorwärtskommen möchte, sehr bemerkenswert. Wenn — so etwa führte er aus — ein reisender Strom alles in seiner Umgebung niederwerfe, so sei dies kein unabweisbares Schicksal. Seine Ufer könnten befestigt, Dämme errichtet und so zukünftigen Schaden vorbeugt werden. „Gleicherweise verhält es sich mit dem Unglück; dieses zeigt seine Macht nur da, wo keine Mannhaftigkeit bereitsteht, die ihm Widerstand leistet, und wendet seine Angriffe nur nach der Seite, wo es weiß, daß keine festen Ufer und Dämme sind, dieselben aufzuhalten. Wer auf das Glück wartet, geht zugrunde. Sodann glaube ich, daß der Glück habe in seinen Unternehmungen, dessen Weise zu verfahren mit der Beschaffenheit seiner Zeit übereinstimmt, Unglück aber der, mit dessen Verfahren die Zeiten nicht übereinstimmen.“ Wer zum Ziele kommen wolle, müsse je nach den Zeitverhältnissen bedächtiger, zugreifender, gewählter vorgehen. Es gingen viele daran zugrunde, daß sie sich nicht in die Zeit schicken konnten:

etwa, daß sie glauben, ein für allemal nach ihrem eigenen Geschmack zu handeln, anstatt die Art ihres Vorgehens beweglich zu halten. Sobald sich Verhältnisse änderten, mußten sich auch die Verfahren ändern, mit denen die neuen Verhältnisse gemeistert werden sollen.

„Allen Gewalten . . .“

In Gefahr sind wir nach der Meinung Machiavellis immer, und wer auf unbedingte Versicherung warte, möge über die Sterblichkeit der Menschen und die Hinfälligkeit aller Dinge nachdenken, von dem handeln den Leben aber bleibe er ferne. „Der schönste Glücksfestern, der einem Menschen ins Leben leuchten kann, ist der Glaube, daß jede Gefahr durch feste Fassung und durch den Mut, der nichts, wenn es gilt, auch das eigene Leben nicht, schont, besiegt werde.“ Die Gottheit sei reich genug gewesen, uns so auszustatten, daß wir selber unser Schicksal machen könnten. Es sei Lasterung, anzunehmen, daß alles durch ein blindes, vernunftloses Unglück entschieden werde. Es sei dem Menschen gegeben, sich selber zu helfen. Wer die Vorsehung für sein Tun verantwortlich mache, fehle schwer. Das eigentliche Glück sei, zu glauben, daß man selber gestalten könne. Dagegen seien das eigentliche Unglück das Mißtrauen in die Möglichkeit eigener Einsicht und eigener Kraft und die verzagte Ergebung in das blinde Geschick und in alles, was es aus uns machen wolle; woraus Unentschlossenheit, Schwanken in den gefassten Plänen und, um es mit einem Zug zu bezeichnen, der Zustand entsteht, da man will und zugleich auch will, was man nicht will. Kälte Unvorhergesehenes, dann gelte es zu erforschen, ob und wie es den eigenen Zwecken dienstbar gemacht werden könne. Kälte und Wärme müsse man zu benutzen verstehen, wenn sie ohne unser Zutun ankommen. Günstigere und ungünstigere Ereignisse, als man angenommen habe, stellten sich ein. Wer aber mit einem tiefen und umfassenden Plan an sein Werk herangehe, wisse etwaige unberechnete Einflüsse aufs Beste zu benutzen, wenn sie sich geltend machen. Nicht selten kommt eine Stelle, wo sich der Wind plötzlich dreht: er pfeift aus einem anderen Loch. Da ist guter Rat teuer, da heißt es denken, urteilen und den Wind aus dem andern Loch fassen und ihn wirksam ansetzen. Wer einmal ein großes Stück geschafft, einen gewissen Vorsprung hat, wird den neuen Wind zu nützen verstehen.

Machiavelli belehrt uns: „Überhaupt sind dem, der einmal im Vorteil ist, alle Dinge freundlich; solange er nämlich in sich die Eigenschaften, durch die er anfangs in den Vorteil kam, aufrechterhält und nicht durch Siegestaumel sich zu Übermut, Sorglosigkeit und Vermessenheit hinreißen läßt. Dagegen sind dem, der in Nachteil gekommen, alle Dinge weit schwerer zu handhaben, und es ist zu befürchten, daß sein erstes Unglück eine Reihe

weiterer Unglücksfälle zur Folge haben wird.“ Allgemein zeigten das Leben und die Geschichte: Je unentschlossener, mutloser, träger, kränklicher, je mehr das Leben verträumend und für frisches Leben erforben einzelne oder auch ganze Zeitalter waren, desto mehr glaubten sie an Unglück und an ein dunkles Verhängnis, gleichsam um ihre heimlich gefühlte Untauglichkeit dadurch von sich selber abzulehnen. Je kräftiger dagegen einzelne oder ganze Zeitalter in sich selber waren, um so mehr glaubten sie an das überwiegende Vermögen tüchtiger Menschen und hielten dafür, daß nichts unerreicht sei dem unerschütterlichen Willen. Hat je ein Mensch damit

etwas Wertvolles, Brauchbares geschaffen, daß er Tag für Tag ausdachte, wie schlecht doch die Zeiten und die Umstände sind, und indem er dies seinen Zeitgenossen klarzumachen suchte? Mit schlechten Zeiten ist nichts anzufangen, dagegen: wer vernünftiger, vorbereiteter, geschickter anfängt, führt bessere Zeiten herbei.

Kraft, Armut und Reichtum.

Friedrich List, der tapfere Schwabe und tiefblickende Volkswirt, hat der Nachwelt gesagt, was das Wichtigste in der Wirtschaft ist: Nicht der Reichtum ist es, sondern die Kraft, Reichtum zu schaffen. Haben wir die nicht? Wir haben die geistige, die körperliche, die stoffliche und geldliche. Seht nur genauer hin, und ihr findet sie! Greift zu, und ihr werdet sie fassen! List, der Volkswirt, geschult an den wissenschaftlichen Vorläufern und erprobt in der Praxis, gab uns zu bedenken: Ein Mensch kann reich sein, wenn er aber nicht die Kraft besitzt, mehr Werte zu schaffen, als er verbraucht, verarmt er. Eine Person kann arm sein, wenn sie aber die Kraft besitzt, eine größere Summe von Werten zu schaffen, als sie verbraucht, so wird sie reich. Für alle Zeiten gültig hämmerte er den Satz heraus: „Die Kraft, Reichtümer (bedeutet hier soviel wie: Werte) zu schaffen, ist demnach unendlich wichtiger als der Reichtum selbst; sie verbürgt nicht nur den Besitz und die Vermehrung des Erworbenen, sondern auch den Ersatz des Verlorenen.“

List meinte vor allem die geistige Kraft, die Fähigkeit, wirtschaftlich zu denken, anzuordnen, einzuleiten, zu überwachen und durchzuführen, mit einem Wort: geistiges Kapital, die neugeschaffenen Werte. Wie zu seiner Zeit, so gilt es auch heute wieder, die Menschen

aus den Vorurteilen, dem Aberglauben, den falschen Ansichten und der Unwissenheit herauszuführen: zu fruchtbaren Kenntnissen, richtigen Ansichten, ermutigendem Glauben und belebender Urteilsfähigkeit. Wer solchen Willens ist, für den zieht eine neue Zeit herauf, und er freut sich, mit dabei sein zu dürfen.

Die gewerbliche Gliederung Deutschlands

Nach der Betriebszählung vom 16.6.1925



Deutschlands Industrialisierung hat seit der letzten gewerblichen Betriebszählung von 1907 erhebliche Fortschritte gemacht. Die Zahl der gewerblich tätigen Personen in Industrie, Handel und Verkehr ist seit 1907 um 28,5% gestiegen, und zwar bei Männern um 25%, bei Frauen sogar um 39,1%. Noch weit stärker als die Verwendung menschlicher Arbeitskraft hat die Benutzung motorischer Arbeitskraft im deutschen Gewerbe zugenommen. Von den 3,5 Mill. Gewerbebetrieben verwandten 1925 548 000 oder 15,9% Kraftmaschinen (einschl. Kraftfahrzeuge). Langsamer gewachsen ist die Zahl der Betriebe selbst (um 14,4% gegenüber 1907), weil die Ausdehnung des Gewerbes weniger in Form von Neuerrichtungen von Betrieben als durch Vergrößerung, z. B. auch durch Zusammenlegung bestehender Betriebe, stattgefunden hat.

Berufsaublese

durch Eignungsprüfung.

Ein Blick in das Arbeitsfeld der Psychotechnik.

Von Arno Wrede, Hannover.

Von dieser Erkenntnis ausgehend hat eine innige Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis überraschende Prüfungsordnungen gefunden, um eine Konkurrenzablese unter den Bewerbern lediglich nach objektiven Gesichtspunkten auf Grund ihrer tatsächlichen Leistung und ohne Vorurteile an Hand von Zeugnissen und Empfehlungen u. a. zu ermöglichen.

Die jetzt gebräuchlichen Verfahren weisen verschiedene Merkmale auf, die als Vorbedingung für ein zuverlässiges und objektives Einschätzen des Prüflings aufzufassen sind.

Es wird aus dem Arbeitsbereich des in Frage kommenden Berufes ein schematischer, möglichst viele Einzelfälle berücksichtigender Arbeitsverlauf zusammengestellt, der nach den Lehren der Psychotechnik rein wissenschaftlich aufgebaut ist, gleichzeitig aber in seinen Einzelheiten den Anforderungen der Praxis weitgehend Rechnung trägt und so als Probe des gesamten Tätigkeitsgebietes bezeichnet werden kann. Die psychotechnischen Erfahrungen auf dem Gebiet der Experimentalkunde werden durch stufenweise Anordnung der

Prüfungsaufgaben innegehalten, um eine einwandfreie, sachliche Feststellung der fachkundlichen Eigenschaften des Prüflings zu gewinnen. Die Herausbildung von Sonderprüfungsaufgaben gestattet eine weitgehende Spezialisierung auf besondere Beschäftigungen sowie die Anpassung an die beabsichtigte praktische Tätigkeit des Prüflings und die später an ihn gestellten Anforderungen.

Werden Durchschnittskenntnisse gefordert, so tritt eine andere Aufgabenstaffelung ein, als wenn Höchstleistungen von dem Prüfling verlangt werden müssen. Es bestehen ferner Unterschiede zwischen Anlernungs- und eigentlichen Prüfungsaufgaben.

Nachfolgend seien einige zu psychotechnischen Eignungsprüfungen dienende Apparate, die sich bisher in der Praxis gut bewährt haben, in ihrer Zweckbestimmung und Wirkung kurz skizziert.

Verschiedene wichtige Feststellungen lassen sich durch den Wandermarkennapparat darstellen. Wie aus der Abbildung 1 hervorgeht, besteht er in der Hauptsache aus drei senkrecht nebeneinanderliegenden Bändern, die in ungleichmäßigen Abständen von Marken in Form schwarzer Querstriche durchzogen sind. Das Mittelband steht fest, während das linke mit verhältnismäßig hoher Geschwindigkeit nach unten, das rechte erheblich langsamer aufwärts läuft. Eine Markengleiche ist dann hergestellt, wenn je ein Markenstrich der beiden äußeren in gleicher Höhe mit einer Marke auf dem Mittelbande steht. In Abbildung 1 wird die Markengleiche bei dem zweiten Querstrich des Mittelbandes dargestellt, wo alle drei Striche eine gerade Linie bilden. Bei Eintritt einer Markengleiche hat der Prüfling die Bewegung der äußeren

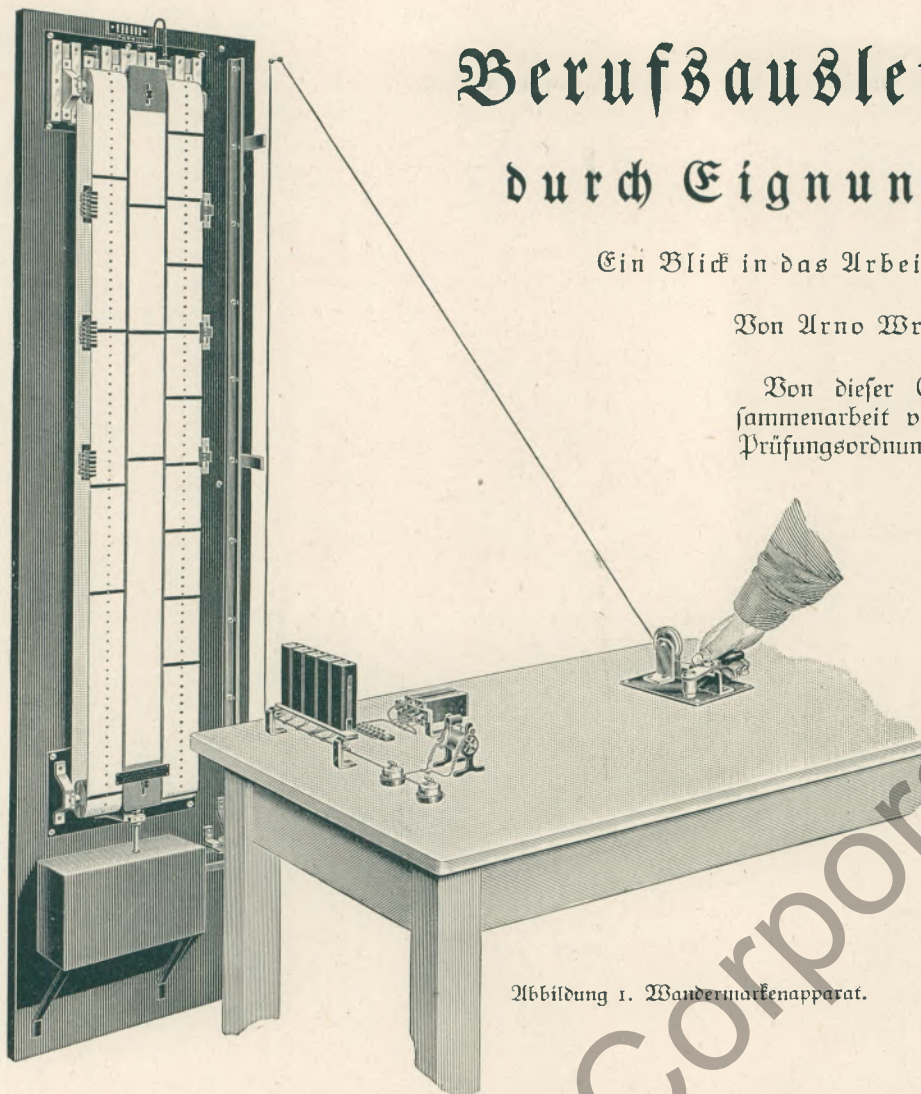


Abbildung 1. Wandermarkennapparat.

Bei allem Überangebot an Arbeitskräften herrscht gegenwärtig doch ein ausgesprochener Mangel an Facharbeitern und Spezialisten. Dieser Mangel wird zweifellos weniger fühlbar in Erscheinung treten, wenn der einzelne rechtzeitig seine Eignung zu dem selbstgewählten oder fremdbestimmten Beruf prüfen läßt. Tausende suchen planlos nach einem passenden Berufe. Sobald man den inneren Beziehungen dieser Werkstätigen zu ihrer Arbeit nachgeht, stößt man vielfach auf eine seelische Gleichgültigkeit. Diese wäre kaum vorhanden, wenn sich jeder über den Beruf im klaren wäre, für den er sich seiner äußeren und inneren Veranlagung nach am besten eignet. Den Mangel der richtigen Berufskennntnisse beweist überzeugend die soziale Statistik. So haben vor dem Kriege über vier Millionen aller Berufstätigen noch nach dem dreißigsten Lebensjahre einen Wechsel der Berufstätigkeit vorgenommen, drei Millionen zum zweiten und zwei Millionen zum dritten Male!

Die Anpassung des Arbeiters an die Arbeit wird gefördert durch die Feststellung der Berufseignung bei der Berufsberatung. Deshalb ist es zu begrüßen, daß die Psychotechnik, die ursprünglich als reine Geisteswissenschaft sich mit den geistigen und seelischen Eigenschaften der Menschen beschäftigte, ihre Forschungsergebnisse in neuerer Zeit den Anforderungen der Praxis anzupassen wußte und den Beweis erbringen konnte, daß die Eigenart eines Menschen eine Vielheit einzelner, voneinander durchaus verschiedener geistiger Grundstoffe darstellt, deren Vorhandensein durch eigens hierzu unternommene Versuche einwandfrei festgestellt und somit ein sicherer Rückschluß auf die Veranlagung des betreffenden Versuchsobjektes gezogen werden kann.

Bänder sofort abzustoppen. Dies geschieht durch Anziehen eines Hebels. Bei Loslassen des Hebels laufen die äußeren Bänder wieder weiter. Bei einem ganzen Umlauf des rechten Bandes, das langsam seine Umdrehungen vollzieht, werden der Versuchsperson 75 solcher Markengleichen vorgeführt, dazu in immer genau gleicher Reihenfolge, so daß gleiche Untersuchungsbedingungen gesichert sind. Nun kann, wie eine kurze Überlegung zeigt, die Hebelbetätigung entweder zur richtigen Zeit, zu spät oder zu früh ausgeführt werden. Die Gesamtzahl der vom Prüfling getroffenen Maßnahmen und die Anzahl der richtig gestoppten Markengleichen werden durch elektrische Zähler selbsttätig ermittelt und ergeben die Prüfwerte. Der Unterschied zwischen beiden Werten ist die Zahl der unnötigen bzw. unrichtigen Betätigungen, d. h. Verkennungen, zu späte Bedienung usw. Der Prüfungsleiter kann sich somit ein einwandfreies Bild darüber machen, ob die Versuchsperson im allgemeinen zur rechten Zeit bedient hat, Neigung zum zu späten Bedienen hat oder zuvorgekommen ist. Daraus lassen sich naturgemäß im Zusammenhang mit anderen, vorhergegangenen oder noch folgenden psychotechnischen Untersuchungen weitgehende Rückschlüsse auf die Eignung des Prüflings zu einer Tätigkeit ziehen, die schnelle Entschlußfähigkeit, genaue Beobachtungsgabe, Sorgfalt und Stetigkeit in der Arbeitsleistung voraussetzt.

Bei dem Zahlenkasten und Scheibenausgeber (Abbildung 2) erhält der Prüfling mit einer mechanischen Ausgabevorrichtung in Abständen von je vier Sekunden Aluminiumscheiben (insgesamt 100), die mit Nummern versehen sind. Diese Scheiben sind in einen Kasten mit Fächern einzusortieren, die ebenfalls durch Nummern gekennzeichnet sind. Hat der Prüfling innerhalb vier Sekunden eine Scheibe nicht einsortiert, so wird die nächste von der Ausgabevorrichtung in einen Kasten geworfen, aus dem sie der Prüfling nicht herausnehmen darf.

Geprüft werden mit diesem Gerät die ruhige, sichere Arbeit unter einem gleichbleibenden Zeitzwang und gleichzeitig die Handgeschicklichkeit, da die Schläge der Fächer verschieden angeordnet sind. Als Fehler des Prüflings rechnen die in ein falsches Fach einsortierten und die ausgelassenen Scheiben.

Ein Fingergelenkprüfer stellt die Gelenkempfindlichkeit in den Fingern für Arbeiten dar, bei denen feine Druckunterschiede wahrgenommen werden müssen. Er besteht aus einem in einen Kasten eingebauten ungleichseitigen Hebel. Der längere Arm des Hebels in dem Kasten trägt ein Laufgewicht, das mit Hilfe der Stellschraube auf jeden Punkt des Hebel-

armes eingestellt werden kann (Abbildung 3). Das andere, kürzere Ende des Hebels ragt aus dem Kasten heraus und steht über einer festen Platte. Der Prüfling legt den Zeigefinger unter die feste Platte, den Daumen auf den Hebelarm und soll beim Zusammendrücken der Finger den Druck des Gegengewichts beurteilen. In einem zweiten, genau gleichgestalteten Kasten stellt der Prüfungsleiter das Gewicht nach einer Teilung auf einen bestimmten Druck ein. Der Prüfling soll dann selbst an dem ersten Kasten genau den gleichen Druck herstellen. Die an den Teilungen ablesbare Differenz der Drücke gibt ein Maß für die Gelenkempfindlichkeit. — Ein Optometer

(d. h. Blickmesser) dient zur Untersuchung des Augenmaßes. Der Prüfling hat durch Drehen an dem Stellrad des Optometers einen Teilstrich so zu verschieben, daß er eine bestimmte Strecke halbiert oder ein Drittel davon abschneidet. An der Einteilung mit Nonius kann die Abweichung von der richtigen Einstellung auf $\frac{1}{10}$ mm abgelesen werden. — Der Augenmaßprüfer prüft die Leistung des Augenmaßes beim Einstellen und Beurteilen paralleler Linien. Von zwei parallelen Drähten, die über eine gleichmäßige Fläche gespannt sind, kann der eine durch Drehen des Handrades aus der parallelen Richtung verstellt werden. Der Prüfling hat nun an dem Handrad so lange einzustellen, bis die beiden Drähte wieder genau parallel sind. An einer Teilung kann der Fehler abgelesen werden. Der Apparat ist außerdem so eingerichtet, daß der Abstand und die Länge der beiden Parallelen nach Bedarf verändert werden können. (Abbildung 6.)

Bei einem Glächentaster (Abbildung 7) können durch elektrische Scheiben durch den Versuchsleiter in einer dünnen Stahlplatte Unebenheiten erzeugt werden. Die Versuchsperson hat zum Beispiel die Aufgabe, die Lage und den Grad der Unebenheiten durch Abtasten festzustellen. Ein Maßstab ist dann die Differenz zwischen subjektiver Angabe über Lage und Grad der Unebenheiten und der objektiven Stellung der Mikrometererschrauben. — Der Handgelenkprüfer (Abbildung 4) dient zur Prüfung des Handgelenkes. Die Versuchsperson hat mittels eines knopfartigen Handgriffes einen Zeiger auf einer Scheibe zu drehen bis zu einem festen Anschlag, der vom Versuchsleiter erstmalig eingestellt wird, und wieder zurückzuführen. Die Scheibe trägt eine für die Versuchsperson nicht sichtbare Kreisbogenkala. Der Prüfling hat dann zum Beispiel die Aufgabe, nach dem Gedächtnis den Weg der eben ausgeführten Drehbewegung, der bis zum Anschlag reichte, nochmals oder wiederholt mit der Handbewegung zu

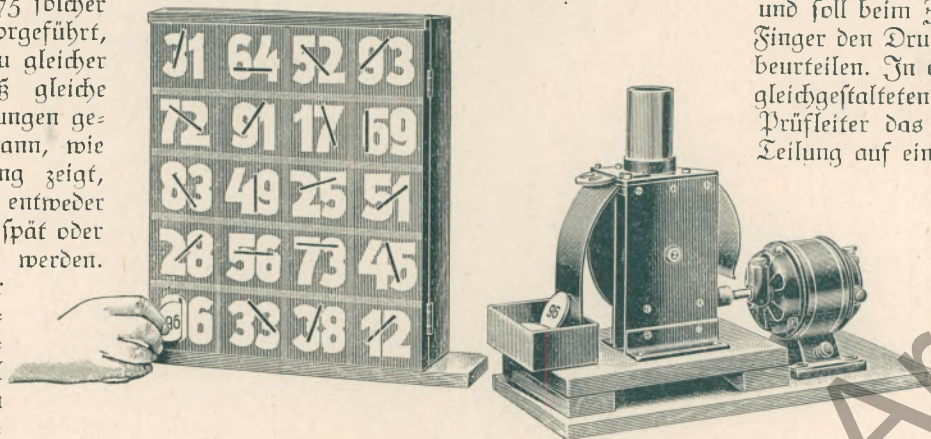


Abbildung 2. Zahlenkasten mit Scheibenausgeber.

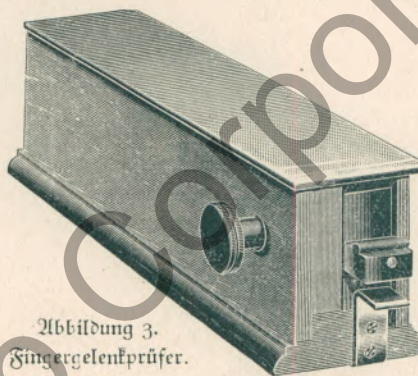


Abbildung 3. Fingergelenkprüfer.

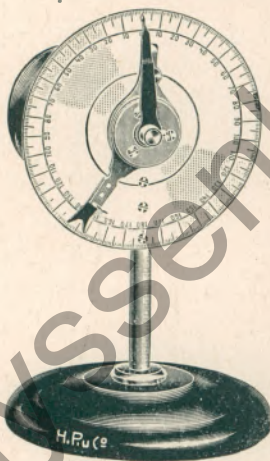


Abbildung 4. Handgelenkprüfer.



Abbildung 5. Aufreißer.

beschreiben, nachdem der Aufschlag beseitigt worden ist. Ein Maßstab für die Handgelenkempfindlichkeit ist dann die Differenz zwischen der gegebenen und der gedächtnismäßig wiederhergestellten Zeigerstellung.

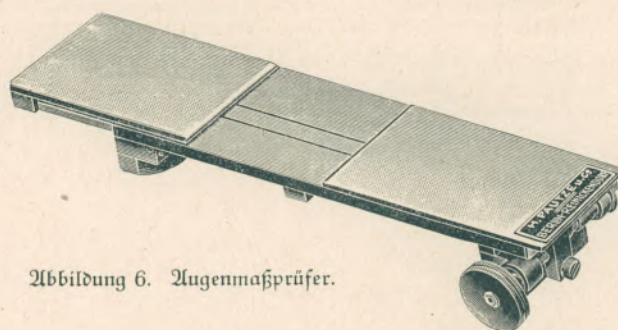


Abbildung 6. Augenmaßprüfer.

Eine Vorrichtung zur Prüfung der einfachen Handgeschicklichkeit geschieht durch den Aufreihner (Abbildung 5). Auf einem feststehenden, 5 mm starken und mehrmals gebogenen Eisendraht sind hundert Messingscheiben aufgeschoben, die vom Prüfling zuerst ab und dann wieder aufzureihen sind. Die Arbeit wird nur nach der Zeit bewertet.

Die wachsende Verbreitung des Kraftfahrzeuges und das Interesse der Allgemeinheit an der Prüfung des Bewerbers um den Führerschein lassen zum Schluß die eingehende Darstellung eines psychotechnischen Prüfungsapparates zur Eignung zum Kraftfahrer berechtigt erscheinen.

Die größte Bedeutung kommt hier dem Chauffeurprüfungsapparat zu. Seine Konstruktion ähnelt der eines Automobils (siehe Abbildung 8). Dem Prüfling wird das Bild der Fahrstraße durch einen Projektionsapparat auf einer vor der Prüfstellung geneigt angeordneten Fläche sichtbar gemacht. Die Hand am Steuerrade, die Füße zur Bedienung des Fußhebels bereit, setzt der Prüfling die Maschine in Gang. Sofort gleitet, als ob er sich auf einem wirklichen Kraftwagen befände, die Straße unter seinen Füßen dahin.

Bäume, Häuser eilen an ihm vorbei. Hier ist eine Kurve zu nehmen, dort ein anderes Fahrzeug zu übernehmen. Im verschiedensten Wechsel tauchen die jeweiligen Verkehrshindernisse plötzlich und unerwartet vor ihm auf. Die Einzelheiten und Merkmale der Fahrstraße rücken dem Fahrstande immer näher und verlangen nach einer Gegenbewegung des Prüflings, die den Hindernissen angepaßt ist.

Bei etwaiger Sperrung der Straße muß der Prüfling den Wagen zum Stehen bringen und auf eine Möglichkeit warten, die Maschine wieder in Gang zu setzen. Die von

dem Prüfling ausgeführten Betätigungen (Ausweichen, Bremsen, Halten usw.) wirken unmittelbar auf die Bewegung der Fahrstraße ein und lösen eine Änderung in der Bewegung der Hindernisse aus.

Diese Veränderungen werden aufgezeichnet und ermöglichen eine genaue Beurteilung der vom Prüfling gezeigten Fähigkeiten. Das von ihm betätigte Steuerrad wirkt gleichzeitig auf den Projektionsapparat, der diese Bewegung durch ein Schattenbild auf die Fahrstraße überträgt. Dieser Schatten zeigt den von dem Fahrzeuge auf der Straße zurückgelegten Weg an und gibt ein deutliches Bild von der Geschicklichkeit, mit der er die entgegenkommenden Hindernisse überwindet. Diese Bildübertragung ist deshalb bedeutungsvoll, weil die Fahrstraße mit Abzweigungen, Winkeln, Ecken, Übergängen und Kreuzungen ausgestattet ist, wodurch eine möglichst getreue Nachahmung der Wirklichkeit hergestellt wird.

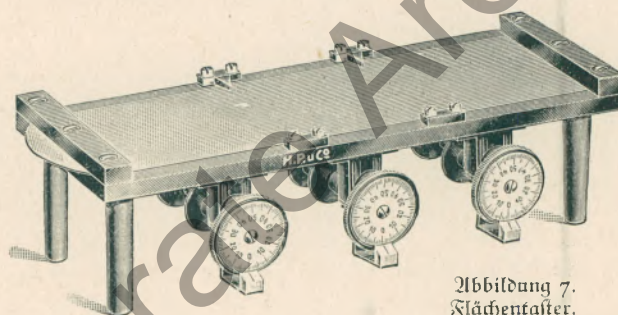


Abbildung 7. Flächentaster.

Die von dem Prüfling gemachten Fehler werden außer durch Hupensignale auch durch automatische Registrierapparate aufgezeichnet. Außer den Fehlern, die beim Zusammenstoß, Anfahren usw. erfolgen, werden auch die bei der Bewegung des Fahrzeuges selbst eintretenden Unrichtigkeiten durch Hupensignale automatisch angezeigt. Hierzu gehören z. B. das Signalgeben beim Überholen, Einhaltung der vorgeschriebenen Fahrzeit. Ebenso bewirkt das abzulesende Manometer eine Verteilung der Aufmerksamkeit des Prüflings.

Der vorstehende Überblick sollte nur einen kleinen Ausschnitt aus dem vielseitigen Arbeitsfeld der Psychotechnik

geben. Er wollte zeigen, daß man in der Industrie erfolgreich bestrebt ist, der Forderung nach dem „rechten Mann am rechten Platz“ Rechnung zu tragen, nicht zuletzt zum Besten des vor der Berufswahl stehenden Nachwuchses, der trotz einer Menge von Schul- und Fachzeugnissen sich über die innere Eignung zu irgendeinem Beruf in den seltensten Fällen im klaren ist.

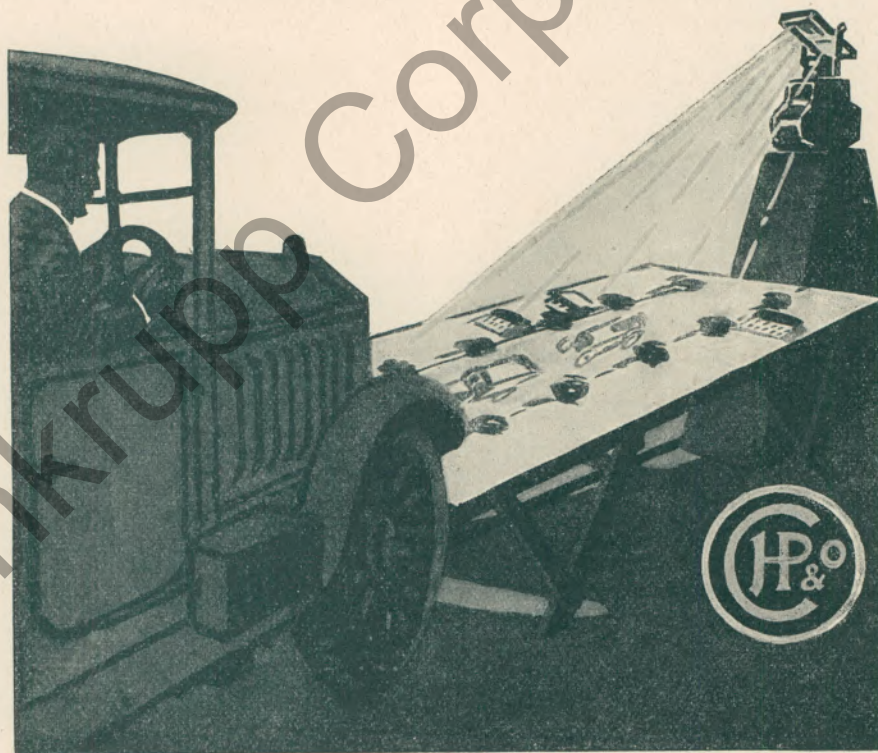


Abbildung 8. Chauffeurprüfungsapparat.

Die Goldwaage

An dieser Stelle erscheinen in Zukunft Beiträge, die zu irgendwelchen von uns veröffentlichten Aufsätzen kritisch Stellung nehmen, soweit sie uns berechtigt und von allgemeinem Interesse scheinen. Der Ausbau und Wert dieser Spalte sind naturgemäß vorwiegend bedingt durch die tatkräftige Mitarbeit unserer Leser.

In Anknüpfung an den Artikel „Berufsauslese durch Eignungsprüfung“ auf Seite 363—365, der das erstmalig im Januarheft angeschnittene Problem „Eignungsauslese“ von einer neuen Seite her beleuchtet, beginnen wir mit einer Auseinandersetzung über den im Januarheft veröffentlichten Aufsatz „Eignung und Auslese“ von Dr. R. Schupp. Die geschlossene Form der Kritik E. Baenischs und das ausführliche Nachwort von Dr. R. Schupp scheinen uns die zwischen dem Erscheinen der umstrittenen Abhandlung und heute liegende Spanne hinreichend zu überbrücken.

Nochmals „Eignung und Auslese“

Von Erich Baenisch, Berlin.

Ein sehr interessanter Artikel behandelte im Januarheft obiges Thema, das wichtig genug erscheint, im Interesse aller beteiligten Kreise auch von der andern Seite her beleuchtet zu werden.

Alles, was der Verfasser, Dr. R. Schupp, von der Auswahl, den Zeugnissen, der Eignungsfähigkeit sagt, ist Wort für Wort zu unterschreiben; was aber einer starken Einschränkung bedürftig erscheint, ist seine warme Befürwortung der Fähigkeitseurteilung auf Grund rein äußerlicher Mittel.

Ich verstehe hierunter nicht die psychotechnischen Eignungsprüfungen, da diese, unter möglichst genauer Angleichung an die tatsächlichen Verhältnisse, regelrechte Reihen von praktischen Versuchen darstellen, die zuverlässige Anhaltspunkte ergeben müssen, sofern nicht starkes Lampenfieber des Prüflings das Ergebnis beeinträchtigt.

Ich meine vielmehr das Gebiet der Graphologie¹ und der Physiognomik², die der Verfasser in den Dienst der Berufsauslese spannen will.

Zunächst die Graphologie: Zugegeben, daß jeder Mensch seinen eigenen Schriftcharakter hat, der ihm, und nur ihm, eigentümlich ist wie sein Fingerabdruck. Der Graphologe schlußfolgert nun, m. E. ganz einseitig, daß das Schriftbild ein getreuer Spiegel des Geistes, des Charakters des Schreibenden sei. Ich aber behaupte, daß die Schrift ebensosehr, als Produkt der Muskeltätigkeit des Schreibers, von dessen Gewöhnung beeinflusst wird.

Uns allen prägen Beruf und Gewöhnung ihren Stempel auf. Allgemein bekannt ist z. B. der typische Gang des Seemanns, der Zimmerleute. Bei der Handschrift ist es ähnlich, wenn auch weniger deutlich. Zur Erläuterung diene folgendes Beispiel: Ein Lehrling erhält die übliche Mahnung, sich einer guten, kaufmännischen Schrift zu befleißigen. Voller Ehrgeiz, übt er sich an Vorbildern, bis es ihm gelingt. Später bewirbt er sich um eine Stellung bei einem größeren Werk, und dieses prüft das schriftliche Gesuch mit Hilfe eines Graphologen. Man male sich nun dessen mögliches Urteil aus:

1. Unstetigkeit des Charakters (weil der Bewerber seine neue Schriftart noch nicht sicher beherrscht und manchmal „rückfällig“ wird).
2. Dies oder jenes Ungünstige (weil der Bewerber vielleicht einen hierfür typischen Schriftstücken oder dergleichen seinen Vorbildern entlehnt und sich angewöhnt hat).

Was der Graphologe nicht wissen und nie berücksichtigen kann, hier aber starke Bedeutung hat, ist das, daß viele Beurteilungspunkte der Schrift u. U. überhaupt nicht seelisches Eigentum des Bewerbers sind, sondern nachgeahmte Vorbilder, also fremde Charaktereigentümlichkeiten darstellen! Hierin liegt m. E. die große Fehlerquelle der Graphologie, die ja fast jeden Haken und Bogen der Schrift zum Urteil heranzieht. Das Nachahmen von Vorbildern spielt bei Berufsmenschen der Feder in der Anfangszeit eine große Rolle und muß notwendig das Urteil des Graphologen trüben und im Werte mindern. Es dürften also oft erhebliche

Trugschlüsse möglich sein, falls der Graphologe das entscheidende Wort zu sprechen hat.

Bei der Physiognomik erscheint mir die Lage noch kritischer! Es gibt hier einen fast sprichwörtlichen Satz, der die uralte Erfahrung des Volkes wiedergibt: „Der ist gar nicht so dumm, wie er aussieht.“ Man hat also erkannt, daß äußere Merkmale durchaus nicht immer einen zutreffenden Eindruck geben. Ist das schon bei der gewöhnlichen Menschenkenntnis der Fall, die man aus dem Beobachten des Mienenspiels und der Linien, die das Leben gezeichnet hat, gewinnt, wieviel mehr sind Irrtümer möglich, wenn die Physiognomik auch die Form einzelner Organe, wie Nase, Ohren, Hals, Hände (!), ihrem Urteil zugrunde legen will. Äußere wie innere Merkmale sind dem Menschen vererbt nach geheimen Gesetzen der Natur. Keines ist vom anderen so abhängig oder regelmäßig bedingt, daß man eine Lehre aufstellen könnte, wonach man von der einen Eigenschaft mit Sicherheit auf die andere schließen dürfte. Die vererbte Halsform einer Sängerin bedingt keineswegs eine Mitvererbung ihrer Stimmbegabung, und die ererbte Schädelform bürgt ebensowenig sicher für gleiche Intelligenz bei Vater und Sohn! Da wir unsere Eigenschaften von beiden Ahnenreihen erben, ist dies auch ohne weiteres verständlich. Wie schwer sich Rückschlüsse von äußeren Körperformen auf die Befähigung ziehen lassen, beweist deutlich ein jüngst erschienener Film „Schaffende Hände“. Er zeigt uns zumeist Hände von Malern. Künstlerische Veranlagung und Fähigkeiten der Betreffenden sind gleich. Und die Hände? — Keine Hand gleicht der andern! Was beweist das? — Doch nur, daß die äußere Form wenig bedeutet, nur mehr oder weniger Mittel zum Zweck ist, und daß die Hauptfunktion künstlerischen Schaffens nicht in den Händen, sondern im Kopf liegt, im Gehirn! Daß auch die Kopfform keinen Anhaltspunkt bietet für die Qualitäten eines Bewerbers, geht schon daraus hervor, daß es z. B. unmöglich ist, die Schädelform von Komponisten als Typ festzustellen. Im Gegenteil: die Kopfformen eines Beethoven, Mozart, Schubert, eines Bach sind so verschieden, daß man schließen muß, diese Begabung hänge gar nicht von der Kopfform ab!

Angesichts solcher Tatsachen muß man schwerste Bedenken tragen, die Physiognomik bei der Eignungsauslese zu verwenden. Die hierbei möglichen Fehler Teile würden weit zahlreicher sein als bisher, wo man sich lediglich auf den Eindruck aus Wesen und Sprechweise und auf die eingeholten Auskünfte verließ.

Ich gebe gern zu, daß sich manche Eigenschaften aus Schrift und Gesicht mit maßen lassen. Die Verfechter der Graphologie und Physiognomik schießen aber weit übers Ziel, wenn sie erklären, ihr System liefere einwandfreie Aufschlüsse. In ihrem Eifer übersehen sie die Fehlerquellen und den Umstand, daß sie den Kreis ihres Systems schon zu weit gezogen haben. Der Wille, alles zu erfassen, hat sie über die Grenzen der Zuverlässigkeit hinausgetragen.

Mit neuen Fehlerquellen ist im Wirtschaftsleben niemand gedient, und auf diese hinzuweisen, war der Zweck dieser Zeilen.

¹ Handschriftendeutung.

² Kunst, aus den Gesichtszügen und körperlichen Besonderheiten auf das Innere zu schließen.

Ein Nachwort.

Von Dr. Roland Schupp, München.

Nichtige Erkenntnisse müssen sachlicher Kritik standhalten können. Der Streit der Meinungen geht um die Frage, ob in Ergänzung zu der psychotechnischen Eignungsprüfung, die bei Stellungsbewerbungen gewisse Befähigungsgrenzen feststellen läßt, auch die Untersuchungsmethoden der Graphologie und der Physiognomik geeignet sind, bei der Charakter- und Fähigkeitsbeurteilung praktische Hilfe zu leisten. Herr Baenisch verneint diese Frage, und die ablehnende Haltung erscheint mir durchaus verständlich, denn bei den beiden Gebieten der Graphologie und der Physiognomik handelt es sich noch um junge Wissenschaften, die erst im Werden und Ausbau begriffen sind. Wie jede junge Wissenschaft müssen sich die Graphologie und die Physiognomik erst in langsamer Pionierarbeit die ihr zukommende Anerkennung erringen.

An dieser Stelle darf dabei vielleicht kurz erwähnt werden, daß auf graphologischem wie auch auf physiognomischem Gebiet bereits eine stattliche wissenschaftliche Literatur vorliegt, die durch die Einbeziehung vor allem der Physiognomik in den Forschungsbereich einzelner Universitäten im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch eine wertvolle Bereicherung erfahren dürfte. So erfreulich dabei das Interesse der Öffentlichkeit und vor allem der Wirtschaft für diese Fragen ist, so gefährlich ist jedoch auch die Handhabung dieser Untersuchungsmethoden in den Händen Unberufener, da gerade hier unverantwortliche Experimentierversuche außerordentliches Unheil anrichten können.

Zur Widerlegung der im einzelnen gegen meinen Aufsatz gebrachten Einwände sei folgendes angeführt:

Die Graphologie als praktische Hilfswissenschaft bei der Charakter- und Fähigkeitsbeurteilung lehnt Herr B. mit der Begründung ab, daß die menschliche Handschrift als ein Produkt der Muskelstätigkeit des Schreibenden aufzufassen sei, bei der der seelische Einfluß des Schreibers nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Jeder Beruf drücke dem Berufstätigen seinen ganz besonderen Stempel auf. Dieser Auffassung muß entgegengehalten werden, daß gerade der Ausdrucksgehalt der Handschrift einen so tiefen Einblick in den seelischen und charakterlichen Aufbau des Menschen gibt, wie er nur schwer auf anderem Wege in ähnlicher Vollkommenheit gewonnen werden kann. Gewiß, äußerliche Einflüsse können auf die Formgestaltung der Schrift einen nicht unwesentlichen Einfluß ausüben, aber es wäre verfehlt, aus dieser Möglichkeit den Schluß zu ziehen, daß hierdurch der Grundcharakter der Schriftzüge gänzlich ausgeschaltet werden kann. Gibt es einen klareren Beweis für diesbezüglich bestehende enge Zusammenhänge als den, daß sich jede kleinste psychische Veränderung, wie z. B. Freude, Erregung, Schmerz, Niedergeschlagenheit, Angst usw., sofort auch in der Änderung der Schriftzüge ausdrückt? Wer hätte nicht schon an sich selbst diese merkwürdige Veränderung wahrgenommen oder hätte sich nicht beim Empfang von Briefen über die Wandelbarkeit der Schriftzüge bei Freunden und Bekannten gewundert! Wer hätte es ferner nicht schon selbst erlebt, daß er Menschen kennen lernte, die er im Leben bei flüchtiger Bekanntschaft als nicht unsympathisch empfand, und deren später erhaltene Handschrift ihn innerlich erschauern ließ? Alle diese Zusammenhänge dürften dem kritischen Beobachter doch sicher zu denken geben. Wie jeder Mensch seine ihm ganz allein eigene Gestalt, seine ganz eigen geformte Hand und seinen ureigensten Fingerabdruck besitzt, so ist auch jedem Menschen seine ganz persönliche Handschrift eigen. Mag dem Laien auch z. B. die Handschrift von tausenden von Berufsschreibern oder Schülern „gleich“ erscheinen, für den Sachmann zeigen sich bei genauer Betrachtung doch genügend Unterschiede, die für die Beurteilung in ganz bestimmter Richtung Schlüsse zulassen. Sicherlich übt auch der Beruf auf die Formgestaltung der Handschrift einen unverkennbaren Einfluß aus, jedoch nur insoweit, als dabei die häufigere oder geringere Schreibanspannung eine Rolle spielt. Ein Arbeiter, der sich sein Brot mit Schaufelarbeit verdient und nur hier und da zur Schreibfeder greift, wird natürlich eine weniger ausgeprägte Handschrift haben als ein Schriftsteller, der den ganzen Tag mit der Feder umgeht. Der Ausdrucksgehalt der Schrift wird jedoch hierdurch in keiner Weise berührt, denn jede der beiden Hand-

schriften zeigt ihre ganz besonderen und persönlichen Eigenarten. Auch der Einfluß der Schrifterziehung dürfte von Herrn B. gewaltig überschätzt worden sein, denn trotz der scheinbaren Gleichheit der Handschriften lassen dem Sachmann auch diese Schriftbilder noch genügend für die Beurteilung wertvolle Unterscheidungsmerkmale übrig.

Und nun noch einige Worte zur Physiognomik. Wie beschämend enggläubig in geistigen Dingen unser Zeitalter der Fußball- und Borekforde geworden ist, drückt sich neben vielem anderen auch in der Stellungnahme breiterer Kreise zur Physiognomik aus. Wie ein prophetisches Bekenntnis mutet demgegenüber ein Ausspruch unseres Altmeisters Goethe an, der einmal das weise Wort prägte, „daß die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem ist, was sich über ihn empfinden und sagen läßt“. In der Tat sind die Gestalt eines Menschen, seine Haltung, seine Bewegungen und sein Blick seine halbe Biographie, und nichts vermag unsern Gesichtskreis mehr zu erweitern als die Versenkung in die Bildnisse und Lebensbeschreibungen großer Persönlichkeiten. Gibt es einen höheren Genuß, als in alten Bildern den Zügen von Menschen nachzuspüren, in denen wir unsere großen Lehrmeister erblicken? Und selbst im Alltagsleben: Wie oft sieht man nicht im Leben mit Spannung dem Augenblick entgegen, einen bisher fremden Menschen, vielleicht einen Künstler, von dem man sich bisher nur ein gedankliches Bild gemacht hat, persönlich gegenüberzutreten! Manche Menschen behaupten von sich mit Recht, daß sie „Menschenkenner“ sind, daß sie rein gefühlsmäßig auf den äußeren Eindruck hin die ihnen gegenüberstehenden Menschen als Charaktere zu beurteilen vermögen. Sollte diese rein gefühlsmäßige Menschenbeurteilung nicht auch durch die Waffen der Wissenschaft ausgeführt werden können? Die Einwände, die zum Beweis für die Verneinung der Frage angeführt werden, erscheinen nicht stichhaltig; die Annahme, daß das alte Sprichwort „Der ist gar nicht so dumm, wie er aussieht!“ die ganze Physiognomik lägen strafen soll, dürfte sachlicher Kritik nicht standhalten. Daß man sich bei der gefühlsmäßigen Beurteilung von Menschen gewaltig täuschen kann, hat wohl jeder an sich selbst schon erfahren. Wer würde z. B. der Medizin den Vorwurf der wissenschaftlichen Unhaltbarkeit machen, weil sich bei der Beurteilung einer Krankheit zwei Ärzte geirrt haben und erst durch den dritten und vierten Arzt die richtige Diagnose gestellt wird?

Nicht minder anfechtbar erscheint es, wenn bestritten wird, daß die Vererbung bestimmter körperlicher und seelischer Eigenschaften von Elternseite her nicht auch eine Mitvererbung von geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten bewirkt. Wie stark wir der Vererbung unterworfen sind, beweist wohl am einfachsten die Tatsache, daß kein Mensch in seiner angeborenen Grundveranlagung durch irgendwelche Erziehungseinflüsse völlig umgemodelt werden kann. Die einzige Beeinflussungsmöglichkeit ist nur die Entwicklung und Förderung vorhandener Veranlagungen. Schlechte Eigenschaften z. B. können durch noch so gute Erziehungskünste nicht ausgerottet werden, die Veranlagung kann nur durch entsprechende Erziehungsmaßnahmen gemildert und abgelenkt werden.

Spreden diese Tatsachen für die Richtigkeit der psychischen und biologischen Verbundenheit, so dürfte damit auch der Beweis für die Berechtigung der Physiognomik als der Wissenschaft der körperlichen und psychischen Ausdruckslehre erbracht sein.

Die Wirtschaft ist an diesen Fragen lebhaft interessiert. Sie darf sich im Kampf um die besten Arbeits- und Produktionsmethoden kein Mittel entgehen lassen, ihre Arbeitsprozesse ökonomisch soweit wie möglich zu verbessern. Gerade der Mensch ist hierbei ein Faktor, dem bisher noch viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wenn es deshalb gelingt, die Arbeitsleistung des Menschen durch die Vervollkommenung der Eignungsauslese, d. h. das Hinstellen des Menschen auf den richtigen Arbeitsplatz, zu verbessern, so wird damit der Wirtschaft ein großer Dienst erwiesen. Und dazu sind in der Hand des Sachmanns neben der Psychotechnik auch die Untersuchungsmethoden der Graphologie und der Physiognomik berufen.

„Cap Arcona.“

Hunderte bunter Wimpel, Berge von Blumen und kilometerlange Girlanden schmücken die berühmte Werft von Blohm & Voß in Hamburg, die schon so manchem Prachtschiff das Leben schenkte. Heute ist ein Festtag hier, sozusagen ein „heiliger“ Feiertag: das größte Schiff, das die Werft nach dem Weltbrande fertigstellte, die „Cap Arcona“ der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, soll heute ihre Taufe empfangen und ihrem Element übergeben werden.

Von den Ingenieuren der Werft errechnet, als Modell von der Hamburgischen Schiffbau-Versuchsanstalt geprüft, begutachtet und als tüchtig befunden, beherrschte der Riese in seiner gewaltigen Massigkeit das Bild der Werft während der letzten Monate. Noch vor wenigen Wochen umbrauschte ihn das Dröhnen der Nietämmer, das Kreischen und Säufen der Krane und

Winden, kurz, all die donnernden Geräusche eines emsigen Werftbetriebes, noch vor wenigen Tagen sah man die bizarren roten Farbflecke, den Untergrund des schmucken Gewandes, in dem sich der Taufling heute, bekränzt und besflaggt, vorstellt.

Schiffswerken sozusagen mit der Stoppuhr in der Hand gebaut. Der Tag des Stapellaufes ist schon lange Zeit vorher bestimmt, ebenso der Tag der ersten Ausreise. Und der Laie

kann nur immer wieder mit Verwunderung feststellen, was beim Bau eines großen Schiffes für eine Unsumme an betriebswissenschaftlicher Präzisionsarbeit frei wird. Da stimmt alles auf Stunde und Minute!

Werft und Reederei hatten Tag und Stunde des Stapellaufes so angelegt, daß weite Kreise der Bevölkerung Zeuge eines bekannten und doch immer wieder packenden Schaupiels sein konnten.

Bereits zwei Stunden vor dem Stapellauf beginnt eine wahre Völkerwanderung nach den Landungsbrücken. Hafendampfer auf Hafendampfer legt vollbesetzt ab, dazwischen ein Gewirr von Barkassen und Motorbooten, alle mit dem gleichen Ziel: die flaggengeschmückte Werft. Dank einer wohl-durchdachten Verkehrsordnung vollzieht sich die Unterbringung der Hunderttausende von Zuschauern auf dem Werftgelände schnell und reibungslos. Es hagelt heute ausnahmsweise nicht, und die Sonne gibt sich alle Mühe, etwas Sommerwetterähnliches fertigzubringen, bezwungen von den Bitten aller der Tausende, die ihre Alltagsorgen aus- und ihre Sommerkleider angezogen haben, um den eisernen Riesen zu beglückwünschen.

Wie ein dichter Ameisenhaufen mutet die Menschheit an, winzig klein neben dem stummen Taufling und den gewaltigen Eisenkonstruktionen der Hellinge, seiner Wiege. Auch sie und die anliegenden Werftgebäude wimmeln von Zuschauern. Vorwiegend surren zwei Flugzeuge über die Werft, um den großen Bruder von der anderen Fakultät zu begrüßen.

Fünfzehn recht langsam verstreichende Minuten noch, während deren ein eigenartiges Summen und Surren über der erwartungsvollen Menge geistert, allmählich zu gewaltigem Dröhnen anschwillt und dann wieder abebbt. Da plötzlich, ein aufpeitschendes, schrilles, langanhaltendes Pfeifensignal! Blichschnell fliegen aus den Betrieben und Werfstätten die Arbeiter heran. Im Nu hat jeder seinen Platz eingenommen. Erwartungsvolle Stille setzt ein, Totenstille, unter der Beatrix Amsint, die Patin des Schiffes, bewaffnet mit einem riesigen Rosenstrauß, die Taufkanzel besteigt. Gleich darauf ertönt ihre Stimme in hellem Hamburger Tonfall, ein kurzer Hinweis auf Rügens Cap Arcona, dessen Namen das neue Schiff tragen soll, ein Wunsch für glückliche Fahrt des Ozeanriesen zwischen zwei Kontinenten, und am Bug des Schiffes zersplittert die übliche Cham-

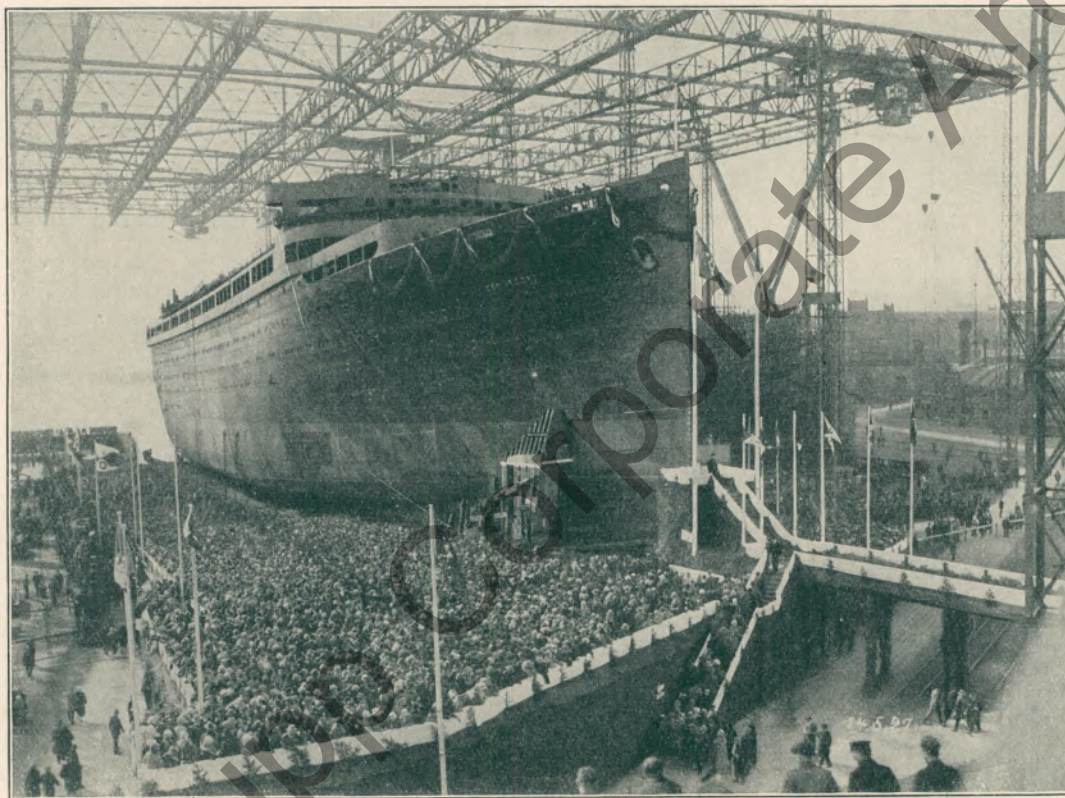
pagnerflasche.

Dagibtes unvermutet eine gänzlich unprogrammierte Unterbrechung des Taufaktes: Auf der Taufkanzel steht plötzlich — wo kommt sie her? — eine kleine Brasilianerin, schwingt temperamentvoll die Flagge ihres Landes. Und in die feierliche Stille ringsumher schallt ein feines Stimmchen: «Viva Alemania . . . viva Alemania . . . viva Alemania!!» Sekundenlanges verblüfftes Schweigen. —

Aber dann bricht ein Sturm los, ein Rasen und Toben, das Tote erwecken könnte: „Hoch Deutschland . . . hoch Brasilien . . . hoch . . . hoch . . . hoch!“ Und erst ein erneutes, lange anhaltendes Sirensignal vermag die Ruhe wieder herzustellen. Los fliegen nun die Ketten und Trossen. Donnernde Schläge schwerer Zuschlagshämmer erdröhnen, unter denen die Halteklöße zusammenbrechen. In dem Schiffsrumpf ächzt und stöhnt es. Es knackt und knarrt auf den Leitschienen. Und nun kommt Leben in den Koloss. Unter dem atemlosen Schweigen der Zuschauer setzt er sich in Bewegung. Langsam erst, dann schneller und schneller. Wild schäumt endlich das Wasser auf unter der Gewichtsmasse, die nun in voller Fahrt hineintaucht — der Rohbau der „Cap Arcona“ befindet sich in seinem Element! Eine Unzahl kleiner Schlepper macht sich sofort an ihn heran und wirft fest, um ihn an seinen neuen Lagerplatz zu bringen. Und Rudolf Blohm bringt das übliche dreimalige Hoch auf das neue Schiff aus, in das die Menge begeistert einstimmt! —

Wenige Wochen noch, und das schönste, mit den neuesten Verbesserungen und modernsten hygienischen Einrichtungen versehene Schiff der Hamburg-Südamerika-Linie wird mit 24 000 Pferdestärken und 20 Seemeilen Fahrt, vielleicht von 2200 Passagieren und Mannschaften bewohnt, die erste Fahrt nach seinem Bestimmungslande antreten. Mögen ihm nur glückliche Fahrten beschieden sein!

A. G. Krueger.

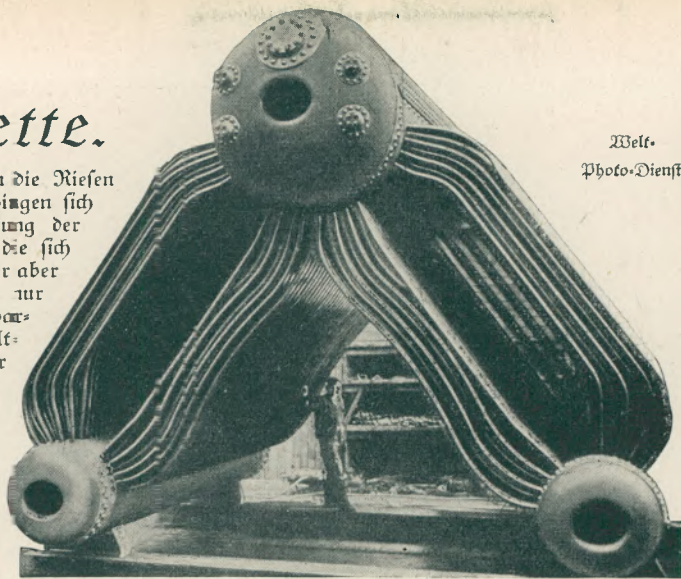


Die Taufe.

Phot. Otto Reich, Hamburg.

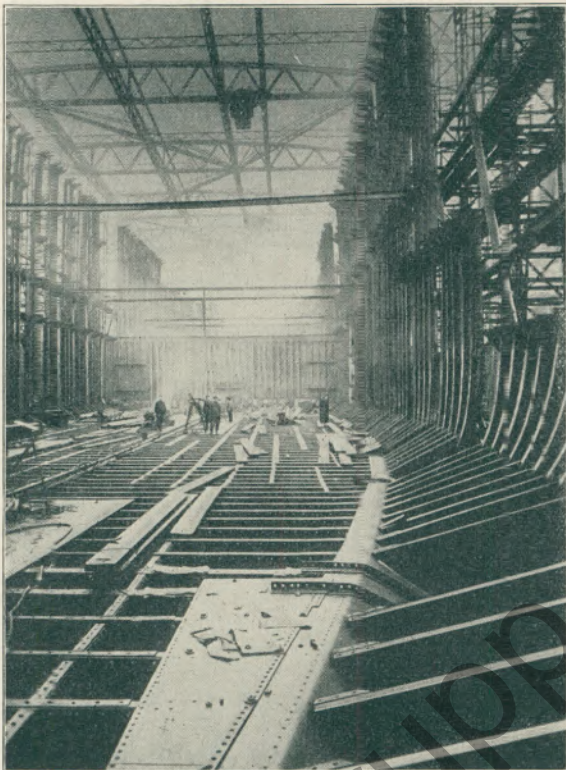
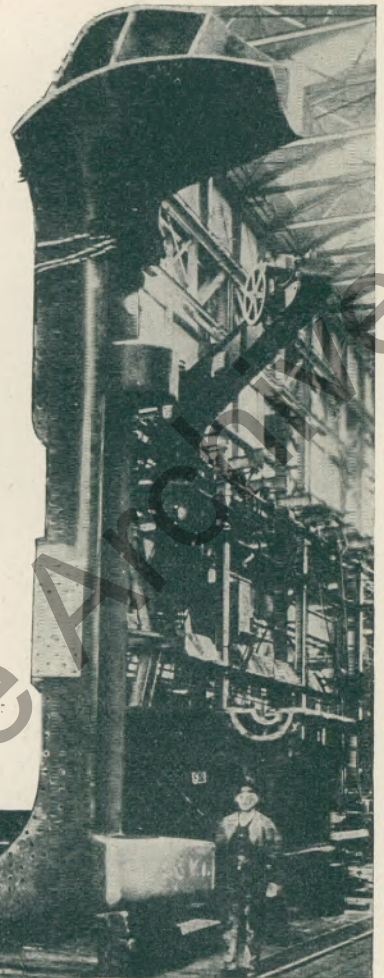
Riesenskelette.

Stolz und gewaltig durchqueren die Riesen der Schifffahrt den Ozean und erzwingen sich wie es scheint, mühelos die Achtung der lächerlich kleinen Menschenwesen, die sich ihrem anvertraut haben, nicht minder aber auch all der Menschen, die ihnen nur sehnsüchtig nachschauen oder erdrosselnd vollentgegenblicken können. Seltsamer und fast noch überwältigender wirken die großen Überseedampfer in den einzelnen Stappen ihrer Entstehung, wenn sie — bedrohlicher und gespenstischer Ungetümen gleich — mit ragenden Spanten und Rippen auf der Werft liegen. So halbfertig gleichen sie mehr vorstülplichen Tieren, erstarrten und zu Skeletten abgemagerten Scarnen von unirdischem Aus-



Die Lunge (Dampfessel).

Welt-
Photo-Dienst.



Der Brustkorb.

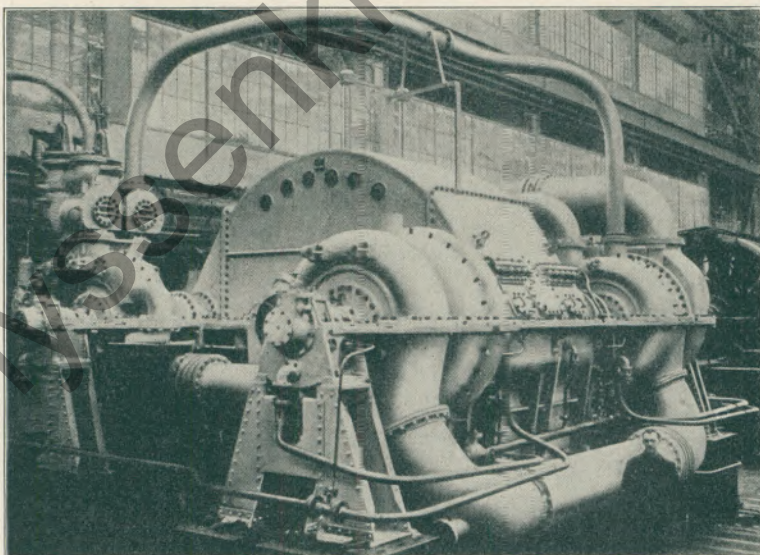
maß, unlebendig, und doch voll inneren Lebens.

Unsere Bilder führen in das „vorgeschichtliche Museum“ von Blohm & Voß in Hamburg, das bis vor kurzem das Gerippe des neuesten deutschen Überseedampfers barg, der „Cap Arcona“, die nach ihrer endgültigen Fertigstellung dem Verkehr zwischen Deutschland und Südamerika dienen soll. Die Länge des Rumpfes beträgt 206 m. Aufgerichtet hätte also das „Tier“ das Münster von Ulm um 45 m, den Kölner Dom um 46 m und den Berliner Funkturm um 68 m überragt. In den Rohbau des gähnenden

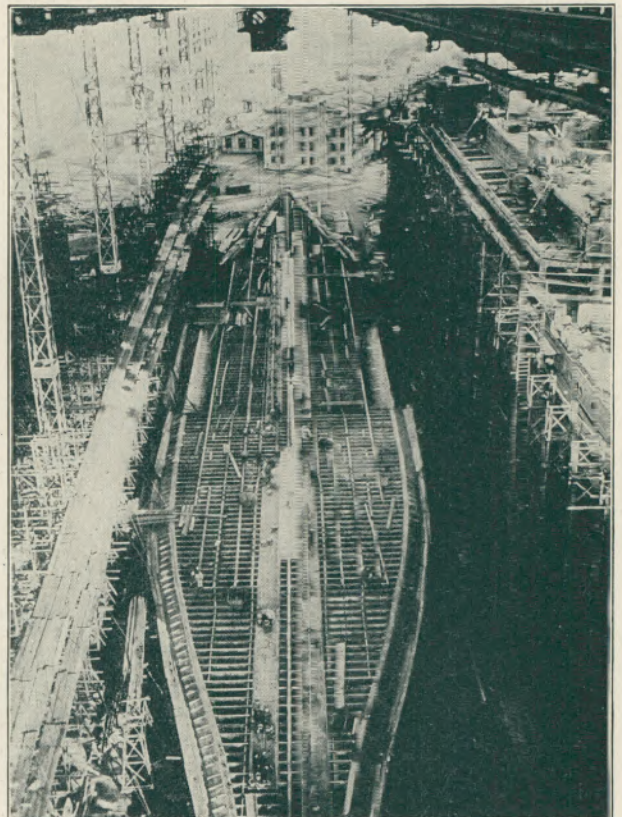
Hohlkörpers werden jetzt, gerade nach dem Stapellauf, neue seltsame Gebilde von den großen Ketten der Werft eingesetzt: die Anlagen für die Kesselherzeugung, die der toten Masse zu Leben verhelfen sollen. Da sind die Schlangen der Wasserrohrkessel unter denen 80 Brenner täglich 209 Tonnen Öl fressen werden, und die zwei Turbinensäße, in denen sich der Dampf in 24000 Pferdestärken umsetzen wird, damit das Schiff seine 20 Seemeilen (37 km) in der Stunde zurücklegt.



Der Halswirbel.



Das Herz (einer der zwei Turbinensäße, von denen jeder 12000 PS erzeugt).



Das Rückgrat mit den Querrippen.

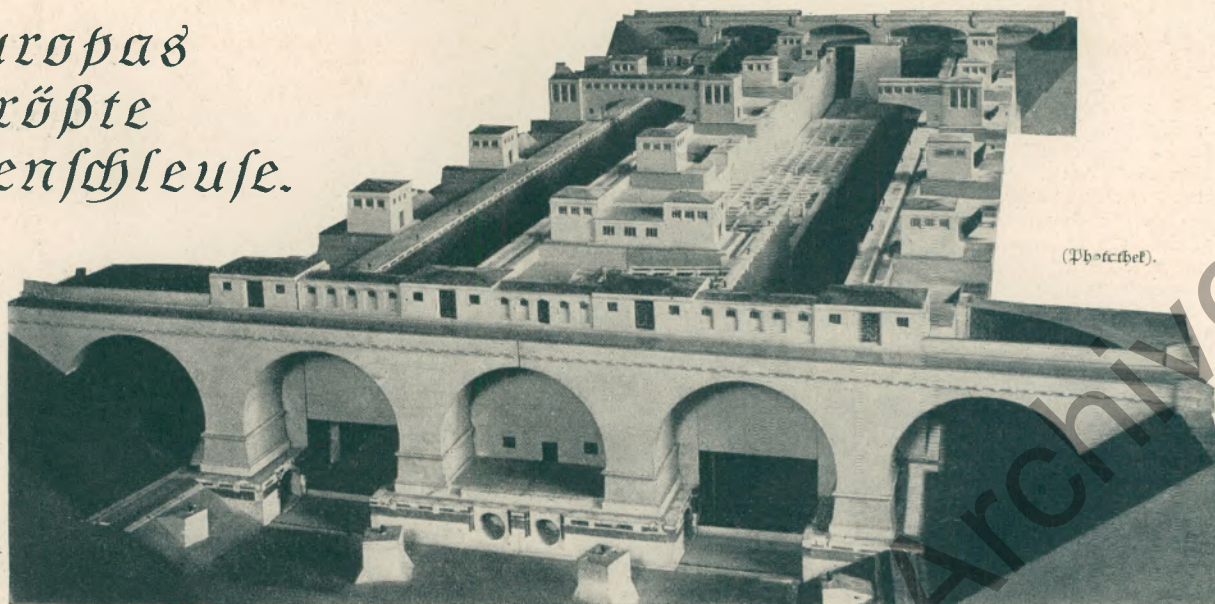
Europas größte Binnenschleuse.

Anstatt langatmiger Ausführungen mögen vier einleitende Sätze, acht Zahlen und drei Bilder Bedeutung und Größe umreißen: Der Mittellandkanal, der die von Süden nach Norden fließenden deutschen Flüsse in Ost-West-Richtung verbinden soll, ist von Dortmund bis

Hannover im Betrieb. Das wichtigste nächste Glied des Kanals ist die Schleuse bei Anderten in der Nähe von Hannover, eben jene „größte Binnenschleuse Europas“. Sie besteht aus zwei Schleusenkammern, von denen jede einen geschlossenen Schlepzug (ein Dampfer und drei Lastkähne) gleichzeitig aufnehmen kann. Um Wasser zu sparen, befinden sich neben jeder Schleusenkammer zwei fünfstöckige Wasserbecker, die, bei Leerung der Schleuse 30 000 cbm Wasser verschlucken, um die gleiche Menge auf einen Hebeldruck wieder in die Schleusenkammer zu speisen. Der gesamte Wassereinhalt einer Schleusenkammer beträgt 42 000 cbm.

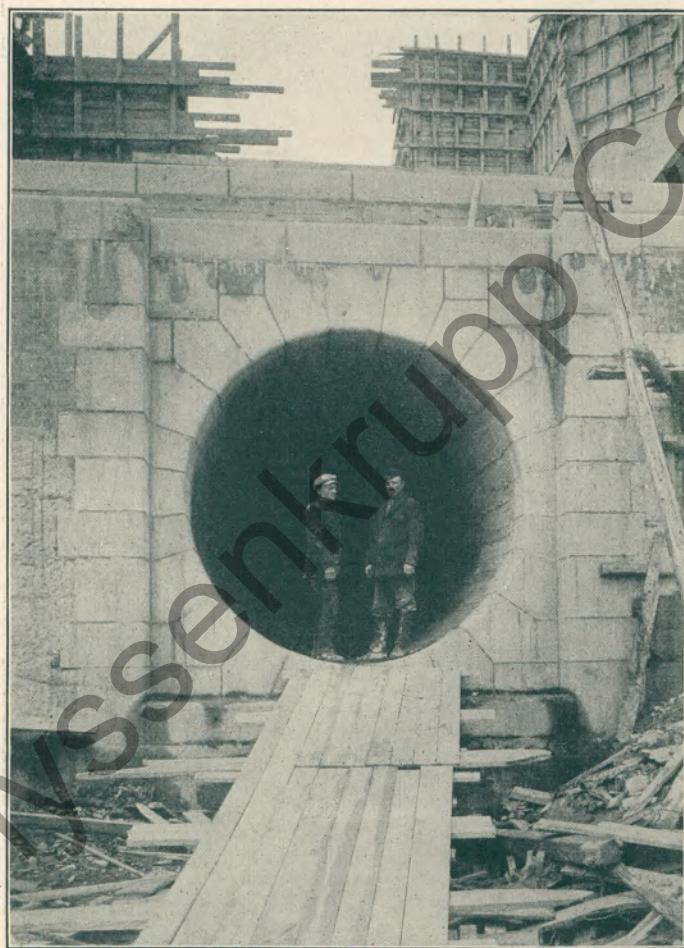
Die Ausmaße der Baugrube: Länge 360 m, Breite 100 m, Tiefe 22 m. Die Schleusenlänge beträgt 225 m.

Die Erdbewegung erfaßte über $1\frac{1}{2}$ Million cbm Tonnerge. Verbaut werden: 250 000 cbm Beton und 5 000 Tonnen Rindeisen.

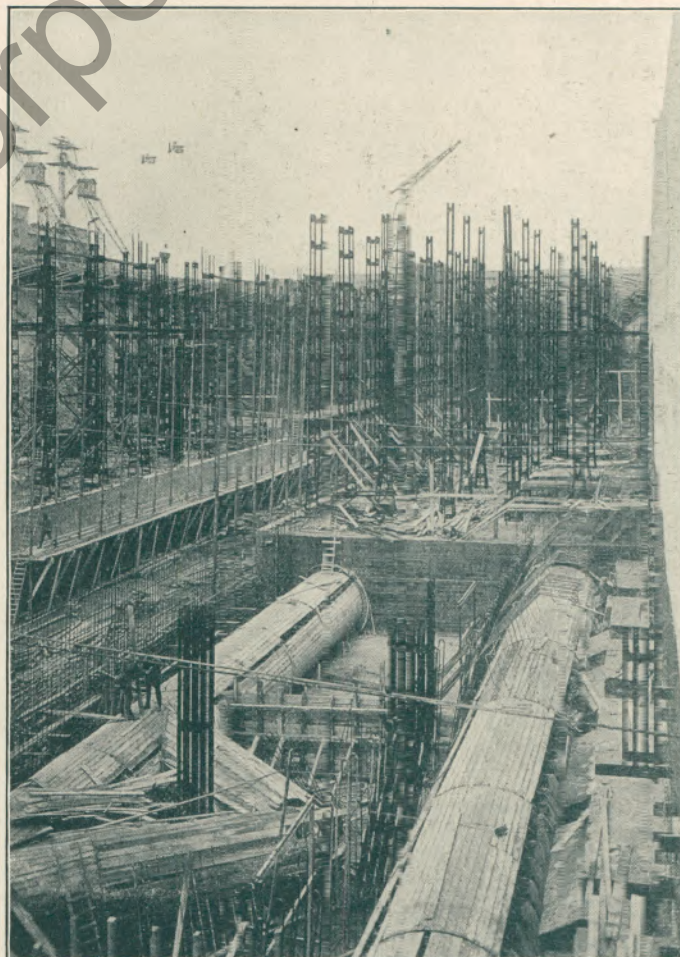


(Photofest).

Wie die Mittellandkanal-Schleuse bei Anderten (Hannover) nach ihrer Fertigstellung aussehen wird.



Auslauf eines der beiden Notkanäle am Fuß der Schleuse (Durchmesser drei Meter). Die Größe des gesamten Bauwerkes läßt sich bei einem Vergleich mit dem oberen Bilde ermessen, auf dem die Notkanäle in der Mitte unten zu erkennen sind.



Die im Bau befindlichen beiden fünfstöckigen Speicherkammern links und rechts der Kammer-Schleuse. Im Vordergrund unten: Die Verschönerung der beiden Notkanäle, deren Auslauf das Bild links zeigt.



Qualitätsware.

Von Dr. Evamaria Blume.

„Schön ist Eringes, das die rechte Form gefunden,
Und wertlos Edelstes, von falscher Form gebunden.“
(Nückert.)

Die wirtschaftliche Entwicklung der Zeit brachte es mit sich, daß eine Hochflut industrieller Massenware rings um uns zu steigen begann und auch für die Verwendung für Haus und Haushalt ein Überangebot uns geradezu in Verlegenheit brachte. Noch auf der jüngsten Weltwirtschaftskonferenz in Genf wies die Engländerin Mrs. Wooton auf das teilweise bei der Fabrikation bestehende Interesse hin, Gebrauchsgegenstände auf den Markt zu bringen, die eine Rationalisierung der hauswirtschaftlichen Betriebe in dem heute angestrebten Sinne unmöglich machen und geradezu zur Verschleuderung der Haushaltungsgelder beitragen. Unter dem Druck wirtschaftlicher Notwendigkeit hat sich daher ein Bestreben geltend gemacht, die Qualität der Massenware zu heben. Je mehr wir unsere Verarmung nach dem Kriege begriffen, um so mehr setzten sich bei den zielbewußten Führerinnen der großen Hausfrauenverbände der Gedanke durch, einen Vorstoß in der Richtung zu machen, die Fabrikation selbst auf die Bedürfnisse der Verbraucher aufmerksam zu machen. Und so bahnen sich heute langsam Verbindungen zwischen Herstellern, Händlern und Verbrauchern an, die häufig in der Form von Ausstellungen darauf abzielen, gute Qualitätsware vorzuführen. Der Reichsverband deutscher Hausfrauenvereine hat sich in Leipzig sogar eine wissenschaftliche Versuchsstelle eingerichtet, die als besonders preiswert und praktisch befundene hauswirtschaftliche Maschinen mit ihrem Warenzeichen auszeichnet, um so dem Guten einen leichteren Weg zum Käufer zu bahnen.

Schon während des Krieges hat sich der Deutsche Werkbund im „Deutschen Warenbuch“ vorwiegend mit diesem Gebiet befaßt, und die Herausgabe eines neuen Warenbuches wird

für die nächste Zeit vorbereitet. Im Verein mit großen Verbraucherverbänden, mit dem Normenausschuß der Deutschen Industrie, mit Händlern und Herstellern ist der Deutsche Werkbund unablässig bemüht, den Forderungen guter Formgebung, Gediegenheit und Zweckmäßigkeit stärkere Geltung zu verschaffen. Einschlägige Zeitschriften beginnen jetzt damit,

laufend vorzügliche Erzeugnisse dieses Gebietes in geeigneten Abbildungen zu veröffentlichen und mit sachlichen Angaben zu versehen. Selbstverständlich sind bei der Auswahl wirtschaftliche Interessen der Hersteller ausgeschaltet. Es werden nur Erzeugnisse aufgenommen, die in ihrer Art vorbildlich sind.

Wie groß übrigens das Interesse der Allgemeinheit am hauswirtschaftlichen Gerät geworden ist, konnte man kürzlich in Berlin sehen. Eine öffentliche Versammlung zur Förderung der Hauswirtschaft der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft war so über Erwarten gut besucht, daß der große Oberlichtsaal in der Philharmonie voll besetzt war, und zwar zu gleichen Teilen von Männern und Frauen! Eine reichhaltige Auslage — Beispiele und Gegenbeispiele von praktischen und unpraktischen Hausgeräten — war veranstaltet, welche die aller-

größte Beachtung beim Publikum erregte. Man wurde überhaupt erst aufmerksam auf all die Vorarbeiten, mit denen man sich tagtäglich das Leben schwer macht.

Die moderne Technik, die nicht länger mehr als „der Totengräber der abendländischen Kultur“ betrachtet werden möchte, steht unter der leitenden Idee: Formung aller Gerätschaften des Lebens und damit des Lebens selber aus der Gegebenheit von Bedingung und Zweck heraus. Damit entfällt mehr und mehr ein ungeheurer Ballast an



Das Bevölkerungsproblem steht heute im Mittelpunkt aller Fragen des Gesellschaftslebens. Seit über zwei Jahrzehnten beobachten wir bei allen Völkern europäischer Kultur einen ständigen Rückgang der Geburtenziffern. Demgegenüber vergleichen wir einmal, welche berühmten Männer nicht geboren worden wären, wenn das heute leider übliche Keim-, Ein- oder Zweikindersystem schon zu ihren Zeiten bestanden hätten.

Stilwust, wie ihn das ausgehende 19. Jahrhundert unserm ganzen Daseinsapparat übergestreift hatte, und für den die Bestimmung und Wahrheit der Dinge gerade dasjenige waren, was man am allerwenigsten merken sollte. Daß unsere eigene Haltung zum Leben dadurch weitgehend gefälscht und verzerrt wurde, ist selbstverständlich. Die größere Folgerichtigkeit und Aufrichtigkeit, die heute aus den Dingen zu sprechen beginnt, wird in einer unaufdringlichen, aber bestimmenden Bundesgenossenschaft mit unserm inneren Wesen hilfreich werden für jene in der Bildung begriffene Schicht geistig hochstehender Menschen, für die Einfachheit und Wesentlichkeit im Lebensstil nicht mühsam ertragener Zwang, sondern durchaus inneres Bedürfnis ist.

Wir haben aber nicht nur eine größere Vereinfachung und Klärung der Dinge erlebt — der Prozeß ist noch längst nicht abgeschlossen —, wir sind inzwischen dank dem Druck volkswirtschaftlich-zweckmäßigerer Methoden zu der Idee durchgedrungen, daß bei planmäßiger Beschränkung auf eine geringe Zahl von Grundformen und Typen die Qualität steigen, der Preis aber sinken muß.

Die Forderung weitgehender Vereinheitlichung der wirtschaftlichen Gebrauchsgegenstände ist als eine der wichtigsten volkswirtschaftlichen Angelegenheiten zu betrachten, und diesbezügliche Anträge der großen Hausfrauenorganisationen wurden im Industrieausschuß der Weltwirtschaftskonferenz ganz energisch vertreten. Mit welchen Mitteln und Methoden die zwölf Millionen Haushaltungen im Deutschen Reich und die neunzehn Millionen hauswirtschaftlich tätigen Frauen heute arbeiten, produzieren und konsumieren, ist eben keineswegs mehr Nebensache, sondern eine Angelegenheit, der das öffentliche nationale und internationale Interesse sich zuwendet. Die Einheitsform ist übrigens nicht erst eine Erfindung der Neuzeit, sondern war von jeher Zeichen kulturellen Hochstandes und ökonomisch gesunder Verhältnisse, die es wieder herbeizuführen gilt. Von einem höheren Gesichtspunkt aus dürfen wir wohl aus dem Gesagten auf die stillschweigende Anerkennung der Gleichheit der Alltagsbedürfnisse aller Menschen schließen und den Ausdruck des Willens erblicken zu einer auf solcher Gleichheit beruhenden gesünderen sozialen Ordnung, die allein erst Wege zu einer neuen Kultur zu eröffnen vermag.



Kraftsparende Körperhaltung bei der Hausarbeit^{*}

Von Dr. Erna Meyer, München.



Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das körperlich Anstrengendste im Haushalt das Stehen ist. Nicht etwa nur für die Füße und Beine, die dadurch besonders beansprucht werden, sondern für den ganzen Körper, weil auch die Arm- und vor allem die Rückenmuskeln eine außergewöhnlich starke Spannung da-

bei erfahren. Denn man steht ja nicht, um zu stehen, sondern man arbeitet dabei irgend etwas mit den Händen (z. B. Geschirrwaschen), und zwar gewöhnlich leicht nach vorn gebeugt oder gar gebückt, woraus sich außer der Belastung der gesamten Beinmuskulatur die allen Hausfrauen leider so wohlbekannte Anspannung vor allem der unteren Rücken-, aber auch der Schulter- und Nackenmuskeln ergibt. Daher ist keine Körperhaltung so ermüdend und geradezu gefährlich wie das Stehen und das damit verbundene mehr oder weniger starke Vorbeugen (das an sich schlimmere tiefe Bücken kommt ja nur selten lang anhaltend in Frage). Diese bei aller Hausarbeit häufigste und zugleich gesundheitschädlichste Körperhaltung ist die Hauptursache der meisten Veinerkrankungen, wie Krampfadern, geschwollene Füße, Platt-, Senk- und Knickfuß, die in den letzten Jahren so große Ausdehnung genommen haben. Auch ein großer Teil des abendlichen Ab-

spannungsgefühls, überhaupt der übermäßigen Müdigkeit bei der Hausfrau, muß auf das viel zu viele Stehen und Hantieren in halbgebückter Haltung zurückgeführt werden. Der einfache Schluß aus alledem ist: Vermeide im Haus das Arbeiten im Stehen und in jeder Haltung, die andere als die für die betreffende Verrichtung unmittelbar in Frage kommende Muskelgruppen beansprucht. Wenn man nach diesem Grundsatz bisher recht wenig gehandelt hat, so trägt die Hauptschuld wohl daran die alte, aus ganz anderen Zeiten übernommene Tradition: „Aber man kann doch im Sitzen nicht arbeiten!“ Mit dieser völlig falschen und sinnlosen Überlieferung muß endlich restlos gebrochen und danach getrachtet werden, bei fast allen häuslichen Arbeitsverrichtungen das anstrengende Stehen mit dem Sitzen in bequemer Stellung zu vertauschen.

Um diese Haltung, d. h. möglichste Entlastung aller Muskeln, zu erreichen, ist es vor allem notwendig, auf die richtige Arbeitshöhe zu achten, was keineswegs so schwierig ist, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn wenn sich auch Tische und Herd im allgemeinen nicht in eine andere Höhe bringen lassen, so kann man doch den Sitz des Stuhles um das notwendige Maß durch Unterlegen eines abgepaßten, nicht zu weichen Küssens (mit Holzwolle oder Heufüllung) erhöhen, das man für diesen Zweck stets in der Küche bereit hält. Man kann sich das verstellbare Bügelgestell, das ohne weiteres



^{*} Die Bilder sind mit freundlicher Genehmigung der Franckschen Verlagshandlung, Stuttgart, dem von uns in Jahrg. 6, Heft 7, besprochenen Buche: Dr. E. Meyer, „Der neue Haushalt“ entnommen. Die Schrift.

alles Bügeln im Sitzen ermöglicht, ersetzen, indem man einem alten Tisch die Füße so weit absägt, daß man die Tischplatte niedrig genug bekommt (dicht über den Knien), um bequem auch daran sitzend zu bügeln. Nur bei Stickerien und Stärkhemden, bei denen man mit aller Kraft von oben auf das Eisen drücken muß, braucht man dann aufzustehen. Auch für Gemüse-

putzen und Abspülerarbeit kann man einen solchen Tisch verwenden. Einen zu tiefen Abwaschtisch kann man unschädlich machen, indem man eine umgedrehte Schüssel hineinstellt und auf diese erst die eigentliche Abwaschschüssel setzt. Besitzt man keinen Abwaschtisch und ist gezwungen, in einer gewöhnlich auf den Küchentisch gesetzten Schüssel abzusputzen, so muß man entweder den Sitz des Stuhles noch entsprechend mehr erhöhen, oder, was meist einfacher sein wird, man stellt die Schüssel anstatt auf den Tisch auf eine Bank, Kochreife oder dergleichen und gleicht durch eine zweite, umgekehrt gestellte Schüssel aus. Dem Erfindergeist der rührigen Hausfrau sind hier Tür und Tor geöffnet, und ich kann aus meiner eigenen Erfahrung verraten, daß nichts mehr Freude macht, als wenn man bei irgendeinem Problem eine neue, bessere Lösung gefunden hat. Erreichen kann man diese immer, es kommt nur auf den das Ziel sicher im Auge behaltenden Willen an. Um zu einer wirklich idealen Lösung zu kommen, muß man immer wieder bei jeder Arbeit darauf achten, ob man auch bei längerer Dauer keinerlei unangenehme Muskelspannung empfindet. Erst wenn das der Fall ist, darf man zufrieden sein. Dann muß man sich die Anordnung der zu dieser Verrichtung gebrauchten Gegenstände genau einprägen, damit man die Denk- und Ver-



suchsarbeit nicht stets wieder von neuem zu leisten hat und ohne Zeitverlust die erprobte Aufstellung der Gegenstände vornehmen kann. Auch die geeigneten Hilfsmittel soll man sich stets da zur Hand halten, wo sie immer wieder gebraucht werden; so z. B. das oben erwähnte Kissen und die sehr wichtige Fußbank für die Fälle, wo man sitzend irgend etwas, etwa eine Schüssel, auf den Knien halten will. Außerdem sollte ein zwei- bis dreistufiger sogenannter „Tritt“ überall vorhanden sein, damit beim Herabnehmen hoch angebrachter Gegenstände, beim Reinemachen usw. unnötiges Ausrecken vermieden wird. Alle zur Bearbeitung des Fuß-

Energieverbrauch ist höher als beim Liegen um:

Sitzen	Stehen	Hocken	Bücken
•	•	•	•

bodens verwendeten Geräte versehe man mit möglichst langen Stielen, z. B. auch den Handfeger. Viele allgemein verhaßte Beschäftigungen verlieren ihren Schrecken durch kraftsparende Körperhaltung fast ganz, so beispielsweise das der ohne Hilfe arbeitenden Hausfrau oft qualvolle Geschirrwaschen, das, sitzend vorgenommen, auch von der sonst schon ermüdeten Frau nicht mehr als Anstrengung empfunden wird. Wenn man sich erst einmal klargemacht hat, daß die bequemste Arbeitshaltung auch die zweckmäßigste ist, und daß eine unbequeme Stellung sich durch Veränderung der Arbeitshöhe und andere Hilfsmaßnahmen immer vermeiden läßt, so wird man bald zu einer nie geahnten Kraftersparnis bei aller Hausarbeit gelangen.



7½ Millionen Enkel!

Eine Stechmücke hat in einem Sommer ca. 7½ Millionen Enkel!

70-100 Eier (Maden) → 300 Eier (Maden) → 300 Eier (Maden)

Stubenfliege Stechmücke Schmeißfliege

Tod den Fliegen!

Man hat berechnet, daß eine Stechmücke in einem Sommer unter Berücksichtigung weitestgehender Verluste sich im Verhältnis 1 : 7½ Millionen, theoretisch sogar wie 1 : 4 Billionen vermehren kann. Bei einer Brut legt das Weibchen, vorwiegend an stillstehenden Gewässern, 200—300 Eier. Im Laufe des Sommers finden noch mehrere Bruten statt, und die letzte Generation überwintert bis zum Frühjahr. Auch die Schmeißfliege legt bei einer Brut 300 Eier, aus denen sich die in der Speisekammer so gefürchteten Maden entwickeln, wie bei der Stubenfliege, die bei einer Brut 70—100 Eier legt. Die Gefahr, die die Fliege in gesundheitlicher Hinsicht bietet, wird vielfach unterschätzt. Die Fliegen kommen wahllos von Dung und Abfallstellen, Nas und Aborten in die Wohnungen, zu Trinkwasserquellen und Nahrungsmitteln.

Der Kampf gegen die Fliegen ist darum zugleich eine Vorbeugungsmaßnahme gegen Typhus, Ruhr, Tuberkulose und alle möglichen sonstigen Krankheiten. Wie wichtig also der Vernichtungsfeldzug gegen die Fliegen- und Mückenplage ist, wird aus diesen wenigen Zahlen einleuchten.

Tod den Fliegen und Mücken!

KRANKHEITSÜBERTRAGER!

DER FEIND IN DER SPEISEKAMMER!

Das „Wohnen und Bauen“ auf der Ausstellung „Das bayerische Handwerk, München 1927“.

Von Dr. Roland Schupp, München.

In der an Ausstellungen aller Art überreichen Gegenwart darf es als ein besonderes Lob gelten, wenn man von einer Ausstellung sagen kann, daß ihr Veranstaltungszweck einem Zeitbedürfnis entgegenkommt. Das trifft in vollem Maße auf die Ausstellung „Das bayerische Handwerk, München 1927“ zu, die in einer repräsentativen Schau ein imposantes Bild der Leistungsfähigkeit des Handwerks gibt. In lebendiger Gestalt will die Ausstellung für das bayerische und damit für die Idee des deutschen Handwerks überhaupt Ehrenretter sein, will zeigen, daß es lebt, daß es existenzfähig geblieben ist, und daß es auch im Rahmen der Gesamtwirtschaft mit seiner Leistungskraft einen gewichtigen Platz einnimmt. Gegenüber früheren Ausstellungen bringt die Handwerksausstellung dabei insbesondere eine bemerkenswerte Neuerung, als den Besuchern nicht nur die fertigen Erzeugnisse edler Werkarbeit, sondern auch der Gang der Herstellung in zahlreichen Musterwerkstätten vor Augen geführt werden. In geschickter Gliederung zeigt die historische Abteilung der Ausstellung in den um die „Goldene Stadt“ gruppierten Ehrensälen in einer Auswahl erlesener schöner Schaustücke und Modelle zunächst die Entwicklung des Handwerks von den ersten Anfängen bis zur Glanzzeit des Mittelalters, wobei das Bauhandwerk neben verschiedenen alten Zunftzeichen durch einige Modelle berühmter Bauwerke, wie z. B. des durch die Meisterhand von Elias Holl geschaffenen Augsburger Rathauses, der Marienkirche in Regensburg usw., würdig vertreten ist. In zahlreichen Zeitdokumenten, alten Urkunden, Bildern gefeierter Handwerksmeister und vielseitigen Darstellungen gewinnt man einen tiefen Einblick in das Werden der verschiedenen Handwerkszweige und lernt die Formschönheiten und die Bedingtheiten richtiger Materialbearbeitung und Gestaltung kennen. Auf der Ausstellung werden insgesamt 74 der in Bayern betriebenen Handwerkszweige im Betrieb vorgeführt, wovon hier nur eine mustergültig eingerichtete Zimmerei, Schreinerei, Schlosserei, ein Steinmetzplatz, eine Hafnerei und Ofensekere, Bauglaserei usw. genannt sein mögen.

In Halle 1 ist anschließend an die historische Abteilung die Ausstellung der staatlichen Bauschulen und Meisterschulen für Bauhandwerker untergebracht, die einzelne recht bemerkenswerte Schülerarbeiten enthält. Neben der Zurschaufstellung zahlreicher Entwürfe, Konstruktionszeichnungen und Modelle

ist hier auch die Organisation der fachlichen Berufsausbildung in eindrucksvoller Weise zur Darstellung gebracht. Wertvolle Anregungen bieten ferner im nächsten Saal die umfangreichen Statistiken und Schaubilder des Deutschen Handwerks- und Gewerbe-Kammertages in Hannover, des Forschungsinstitutes für rationelle Betriebsführung im Handwerk in Karlsruhe, verschiedener Museen sowie des Landesamtes für Arbeitsvermittlung, Abteilung Berufsberatung, in München. In zahlreichen Bildern, graphischen Darstellungen und Statistiken ist hier ein umfassendes Material über die wirtschaftliche Organisation des Handwerks und Baugewerbes zusammengetragen, das wert-

volle Aufschlüsse über die Entwicklung und den derzeitigen Stand des Genossenschafts- und berufsständischen Körperschaftswesens, der betriebstechnischen Gliederung der handwerklichen und baugewerblichen Unternehmungen, der Zahl der gelernten und ungelernten Arbeiter und der Arbeitslosen in den einzelnen Handwerkszweigen und die jeweiligen Berufsaussichten gibt. Bei der Abteilung Berufsberatung sind insbesondere sehr instruktive Schaubilder über die gegenwärtige Handhabung der Beratung junger Berufs-

männer ausgestellt, wobei auch auf die Bedeutung der psychotechnischen Eignungsprüfungen entsprechend hingewiesen ist.

Den interessantesten Teil der Bauausstellung, der neben den im Betrieb gezeigten Musterwerkstätten zugleich auch den Hauptanziehungspunkt der Ausstellung bildet, stellt fraglos „die Straße des Bauhandwerks“ mit zahlreichen komplett eingerichteten Musterbauten dar. Im Nordwesten des Ausstellungsparkes ist für diesen Zweck ganz neues Gelände erschlossen worden, das nach einem Entwurf der Architekten Prof. Lechner und Norkauer, in lockerer Gruppierung und durch geschickte gartentechnische Gliederung verbunden, 16 verschiedene Kleinwohnungstypen aufgenommen hat. Neben der formal-architektonischen Gestaltung ist bei den Bauten auch insbesondere auf die Ausprobierung neuen Materials und neuer Konstruktionen Gewicht gelegt worden, da erfahrungsgemäß dem Baugewerbe bei der Ausführung von Bauaufträgen derartige Versuche versagt sind. Bei der Anlage der Häuser wie auch bei der Formgebung der Inneneinrichtungen ist dabei in weitestgehendem Maße auf die überall im Zeichen starker Raumverknappung stehenden Verhältnisse Rücksicht ge-



Jagd- und Wochenendhaus.

Ausführung: Holzhaus- und Hallenbau-G. m. b. H., München. Architekt: J. Schwertl, München.

nommen worden. Die zur Schau gestellten Häuser stellen architektonisch zum Teil recht beachtliche Lösungen dar. Zahlreiche Münchener Firmen und Handwerksmeister haben zur Ermöglichung dieser Ausstellung große finanzielle Opfer gebracht. Vertreten sind im einzelnen alle Arten moderner Hausbautechnik: Backsteinbauten, Holzbauten, Eisen-, Stahl- und Schlackenbetonbauten, die recht überzeugend für die Vorteile jeder einzelnen Bauweise zu werben vermögen. Zwei Backsteinbauten, nach Entwürfen von Prof. D. D. Kurz und Regierungsbaumeister J. Rosenthal, München, von den Münchener Baufirmen Lenz & Co. S. m. b. H. und Süddeutsche Held & Francke Bau A.-G. erstellt, sind fünfzimmerige Einfamilienhäuser von vorbildlicher architektonischer Durchbildung und gediegenster Möbelausstattung. Beide Architekten zeichnen neben dem bautechnischen Entwurf auch für die Gestaltung der aus edelstem Material hergestellten Inneneinrichtung.

Eine bemerkenswerte Neuerscheinung stellen besonders die drei durch die Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf, ausgestellten Stahlhäuser dar, die sich durch eine überaus klare und zweckmäßige Grundrisßgliederung auszeichnen. Die Häuser sind aus einzelnen aneinandergefügteten Stahlplatten hergestellt und bieten in ihrem reinen Farbenolorit einen recht freundlichen Anblick. Baudirektor Blecken von den Vereinigten Stahlwerken hat den drei mustergültig eingerichteten Haustypen: Wochenendhaus, Jagdhaus und Unterkunftshaus, die äußere Form gegeben,

während die Entwürfe für die gesamte Inneneinrichtung von Regierungsbaumeister B. Gsaenger, München, stammen. Die drei Häuser zeigen vor allem, daß der Stahlbau keineswegs seelenlose Schablonierung bedeutet, und daß

auch hier dem Handwerk reiche Betätigungsmöglichkeiten bleiben. Die Häuser enthalten teilweise form-schöne Weichholzmöbel, die durch die Herausarbeitung einer stilisierten Faserung nach einem besonderen Brems- und Polierverfahren eine ganz besonders reizvolle Flächenwirkung zeigen. Eine recht beachtenswerte Lösung stellt insbesondere das gezeigte Stahlunterkunftshaus dar, in dem auf einem Raum von 8x8 Meter neben einer geräumigen Wohnstube 14 Schlafbetten untergebracht sind.

Die Architekten Prof. Lechner und Norkauer, die u. a. auch an der architektonischen Gestaltung der neuen Kunstausstellung im Glaspalast hervorragend beteiligt sind, haben ein blockhausartiges Isartalserienhaus entworfen, das einen ganz auf wohnliche Zweckmäßigkeit gestellten Innenausbau zeigt. Die Holzhaus- und Hallenbaugesellschaft m. b. H., München, zeigt ein Wohnhaus, eine Stübche und ein Jagdhaus nach Entwürfen von Prof. Riemerschmid, die ob ihrer wirklich ge-

diegenen Ausstattung sowohl als Dauerwohn- wie als Wochenendhäuser gleich gut geeignet sind. Die Bayerische Siedlungs- und Landbank, München, führt einen in schwäbischer Bauart gehaltenen Typ ihres einfachen Landarbeiterhauses vor, das eine geschmackvolle Möbeleinrichtung aus Fichtenholz enthält.



Das Jagdhaus aus Stahl.

Entwurf: Reg.-Baurat Gsaenger, München. Erbauer: Verein. Stahlwerke Aktiengesellschaft.



Das Unterkunftshaus aus Stahl.

Entwurf: Reg.-Baurat Gsaenger, München. Erbauer: Verein. Stahlwerke Aktiengesellschaft.



Das Wochenendhaus aus Stahl.

Die Farbgebung ist abgestimmt auf: Möbel lackrot — Wände grau — Vorhänge und Stuhlbezüge beige. Entwurf: Reg.-Baurat Gsaenger, München. Erbauer: Verein. Stahlwerke Aktiengesellschaft.

Unter den Wilden am Amazonas.

Von Ch. W. Dombville-Siſe.

Auch heute, im Zeitalter des Flugzeugs und Luftschiffs, gibt es außer den Polargebieten noch Gegenden der Erde, die wohl nie eines weißen Mannes Fuß betreten hat, und in denen noch „Wilde“ leben, die mit der Kultur der weißen Rasse noch nicht in Berührung gekommen sind. Dombville-Siſe zeigt uns, daß am Amazonasstrom und seinen Nebenflüssen noch riesige Strecken Landes der Bearbeitung durch den Forscher harren. In dieses unermessliche Gebiet hat er verschiedene Vorstöße gewagt, von denen sein Buch ein schlichter, anspruchsloser Bericht ist. Fast ausnahmslos als einziger Weißer seiner Expeditionen, begleitet nur von ein paar Mischlingen oder halbzivilisierten Indianern, dringt er im Kanu oder auf dem Eingeborenenschiff in die abgelegenen kleinen Nebenflüsse vor. So kommt er mit den Ureinwohnern des Landes, den wilden Indianerstämmen, in Berührung, die durchweg nur wenig bekannt sind, ja von deren Vorhandensein man teilweise bisher nur vage Vorstellungen hatte. Trotz der Sprachschwierigkeiten — oft war die Zeichensprache das einzige Verständigungsmittel — gelingt es dem Forscher, die Sitten und Bräuche, die Glaubenslehren, die besonderen Stammeszeichen dieser unzivilisierten Stämme eingehend zu erkunden, so daß sein Bericht auch für den Völkerkundler sehr wichtig ist. Fesselnd sind auch die Schilderungen über die Tätigkeit des brasilianischen Indianeramts, dessen Offiziere, in stetem Kampf mit Urwald und Wilden, mit Moskitos und Malaria, Großtaten für die Wissenschaft vollbringen, von denen die Allgemeinheit kaum je etwas erfährt.

Die Schilderungen Dombville-Siſes in seinem Buch „Unter den Wilden am Amazonas“, dem nachstehende Skizze entnommen ist, zeichnen sich durch eine dichterisch schöne Darstellungskraft aus. Er ist in der Lage, den ganzen Rauber der Tropennacht und die Schönheit und die Schrecken der tropischen Wälder und Ströme dem Leser zu vermitteln.

Dombville-Siſe ist der geborene Forscher; Laſt und Feingefühl befähigen ihn besonders für seine Aufgabe. Er sieht in dem „Wilden“ nicht das tiefstehende Wesen, dem unbedingt die Kultur der weißen Rasse die Erlösung bringen muß. Nicht mit modernen Feuerwaffen forſcht er, sondern er sucht die Seele des Eingeborenen zu erobern und ihn so zu „kultivieren“. So kann er mit Stolz sein Buch mit den Worten schließen: „Auf vielen dunkeln Waldplätzen und offenen Lichtungen längs der Flüſſe gibt es da wilde Männer, Weiber und Kinder, die sich vielleicht manchmal an den weißen Mann und seine Geschenke erinnern mögen, aber niemanden, der durch einen unüberlegten Schuß aus seiner Büchse zu Schaden gekommen wäre.“

Das Buch, erschienen bei F. A. Brockhaus, ist mit vielen fesselnden Bildern nach Aufnahmen und einer Anzahl Karten nach Skizzen des Verfassers ausgestattet.

Während wir um eine Flußwindung bogen, sahen wir uns plötzlich den Ungoninos gegenüber. Ein Kanu und ein großes Floß, beide voll von Menschen, sowie mehrere Gruppen am rechten Ufer versperrten uns den Weiterweg. Ein paar Minuten sah die Sache nichts weniger als gemächlich aus, da die Balsa keinen Schuß vor Pfeilen gewährt hätte. Diesmal war die Friedensvermittlung nicht mir überlassen. Die Chunchos, die augenscheinlich die gleiche oder eine ähnliche Sprache sprechen, führten die Unterhandlungen, während die Flöße einander immer näher kamen. Schließlich erklärte der Boy, den ich vom Lambo an der Via Centrale mitgebracht hatte, durch Zeichen und die paar spanischen Worte, die uns beiden verständlich waren, daß die „großen“ Ungoninos mir gestatten wollten, sie auf dem Ufer zu besuchen, da sich meine Freundschaft in den Chunchosdörfern erprobt habe; daß ich aber sicherlich umgebracht würde, falls ich auf einer Weiterfahrt den verbotenen Fluß hinauf bestände. Ich mußte von andern Reisenden, daß der Wasserweg nach Iquitos durch den kriegerischen Stamm gesperrt und daß es daher nur die Wahrheit war, die der Chunchosboy mir aufs eindrücklichste klarzumachen versuchte. Deshalb beeilte ich mich, zu antworten, ich hätte keinerlei Absichten, durch das Gebiet der Ungoninos zu reisen, sondern möchte sie nur als Freund besuchen.

Nachdem also diese Frage befriedigend gelöst war, fuhren beide Kanus und Balsas gemeinschaftlich einen kleinen Bach zwischen hochstämmigem dunklen Wald hinauf. Etwa zwei Kilometer hatten wir auf dem braunen, öligen Wasser im grünen Zwielicht zurückgelegt, als auf dem hohen Ufer einige sehr primitive Strohhütten in Sicht kamen. Vor ihnen stand eine buntscheckige Gesellschaft nackter und halbnackter gelber, zwergartiger menschlicher Geschöpfe umher. Die Landung war nicht einfach und ging mir ein wenig auf die Nerven. Alle die klein gewachsenen Wilden trugen mit Widerhaken versehene Speere, außer einigen, die mit Bogen oder fast drei Meter langen Blasrohren bewaffnet waren, zu deren Pfeilen sie das Gift in Kürbissen bei sich führten. Weder die Männer noch die Weiber und nicht einmal die Kinder versuchten ihren wilden Haß gegen den Weißen zu verbergen, als ich ans Land stieg.

Nur die Unerforschtheit der unzivilisierten Chunchos rettete mich vor sofortigem Tod. Sie standen offenbar auf gutem Fuß mit diesen Nachbarn, da sie wohl für die Ungoninos die Handelsgeschäfte in den Ansiedlungen besorgen. Niemals früher hatte ich einen derartigen Haß gefunden wie in diesem Dorf an einem Nebenfluß des Tambo. Auf Missetrauen, Argwohn und selbst Widerwillen kann man ja gefaßt sein, die gewöhnlich von Neugier und Verwunderung ein wenig zurückgedrängt werden. Hier aber fand ich unverhüllten Haß in jedem Blick und jeder Gebärde. Der Wunsch zu töten ward weder durch Neugierde noch die Hoffnung auf Geschenke gehemmt. Ich hielt ihnen als Friedensgabe mehrere Schnüre farbiger Perlen hin, aber niemand machte eine Bewegung, sie zu nehmen. Nachdem ich eine oder zwei peinliche Minuten gewartet hatte, gab ich sie den beiden Chunchos zur Verteilung, aber auch sie hatten keinen Erfolg, da keiner der Ungoninos das Geschenk annehmen wollte.

In diesem Dilemma war ich im Begriff, wieder in die Balsa zu steigen und abzuwarten, ob man mich in Güte abziehen lassen würde, als ein halbnackter Wilder mit einem Federkopfschmuck und einem mörderisch aussehenden Widerhakenspeer sich dicht vor mir aufpflanzte. Haß blühte aus seinen gelblich schwarzen Augen.

„Kittamorori schambari ni kahmetta!“ zischte er in einem seltsam gutturalen Ton. Ich verstand ihn jedoch nicht, und so standen wir uns auf etwa drei Meter mehrere Sekunden lang gegenüber. Der Chunchosboy vom Lambo kam mir zu Hilfe und erklärte in schlechtem Spanisch, der Häuptling habe gesagt: „Weißer Mann nicht gut!“

Auf den Chacras (Pflanzungen) längs der Via Centrale war es allgemein bekannt, daß die Ungoninos furchtbar unter den gewissenlosen und morallosen Mischlingen gelitten hatten, bis die peruanische Regierung den Greueln Einhalt geboten hatte, die in allen abgelegenen Gebieten dieses Wunderlandes ungestraft verübt worden waren. Man hatte den Wilden ihre Mädchen geraubt und die Männer, Weiber und sogar Kinder gefoltert, wenn sie sich weigerten, den kostbaren Kautschuksaft zu sammeln. In jenen Zeiten, die unter dem Zeichen des ersten Kautschukfiebers standen, galt es für nichts, ein paar Indianer niederzufallen. Es war eine kurzfristige und

unmenschliche Politik, durch die die Arbeitskräfte im Amazonengebiet um ungezählte Tausende vermindert wurden und die die Arbeit der Forscher, der Offiziere des Indianeramts und der Kolonisten mit ihren weitausschauenden Plänen außerordentlich schwierig und gefährlich machte.

Da ich das alles wußte, konnte ich nichts tun als zu erklären versuchen, daß ich lediglich gekommen war, um die Ungoninos zu sehen und mit ihnen zu reden, und nicht um Kautschuk einzuhandeln. Nachdem ich das durch Zeichen und mit Hilfe des Chunchosboys zu verstehen gegeben hatte, schienen sie sich etwas zu beruhigen, und der Haß in den Gesichtszügen des Häuptlings wandelte sich zu einem mürrischen Ausdruck von Mißtrauen.

Ich ging nun im Dorf herum, um es mir anzuschauen, aber zwei Krieger mit lanzenähnlichen Speeren folgten jedem meiner Schritte. Zu den Kampas oder Antis, wie sie zuweilen genannt werden, gehört eine sehr große Anzahl von Stämmen, die die Wälder am Fuß der peruanischen Anden bewohnen. Ihre Hautfarbe ist gelblich und ihr Aussehen entschieden asiatisch. Einige junge Mädchen waren keineswegs häßlich. Die Männer zeichnen sich als Jäger und Schiffer aus. Viele trugen ein Kopfband (Nahmatteri) aus Blumen um ihr langes, schwarzes Haar. Dieser Kopfschmuck wird bei der Verehrung des Sonnengottes „Pahua“ stets getragen. Jede atmosphärische Störung, wie Donner, Blitz, Regen, Wind und Tau, wird dem ewigen Krieg zwischen Gut und Böse zugeschrieben. Die langen Hosen, die den Europäern, wenigstens in seiner eigenen Wertschätzung, zu einem jungen Mann machen, sind hier dadurch ersetzt, daß ein wirklich wildes Tier mit dem eigenen Bogen oder Speer erledigt wird oder gewisse körperliche Martern schweigend ertragen werden.

An den beiden ersten Tagen ereignete sich nichts Bemerkenswertes. Am dritten Tag aber bemerkte ich, daß sich der ganze Stamm auf der kleinen Lichtung zwischen den Hütten versammelt hatte. Einige jüngere Männer suchten mich durch Drohungen vom Näherkommen abzuhalten, aber vernünftige Vorstellungen beim Häuptling, von einem Pfund Tabak begleitet, verschafften mir einen Sperrriß zunächst der Königsloge. Die Zeremonie, die nun folgte, war eine der grausamsten, der ich je beigewohnt habe, und zeitweise mußte ich mir alle Mühe geben, mein Temperament im Zaum zu halten.

Erreicht ein Mädchen das Pubertätsalter, so wird sie bei den Ungoninos sofort allein in eine der seltsam gestalteten Hütten eingesperrt, wo sie täglich nur ein wenig Kassarwa und Wasser erhält. Mittlerweile werden alle heiratsfähigen jungen Männer des Stammes zusammengerufen, und das Mädchen wird dem zugesprochen, der dem Häuptling und den Eltern die wertvollsten Geschenke an Wild, Fischen, Gift, Hängematten oder andern Waren macht. Ist der Bräutigam endgültig gewählt, so wird das Mädchen aus ihrem Gefängnis herausgeführt, in Gegenwart des ganzen Stammes nackt an einen Baum gebunden und mit Geißeln aus Grasschnüren gepeitscht, in die scharfe Steine eingeflochten sind.

Dies barbarische Verfahren wird vom Blasen auf Muscheln und dem Schlagen auf hohle Bäume mit Stöcken begleitet. Dann befiehlt der Zauberdoctor dem vermeintlichen bösen Geist, das Mädchen zu verlassen und in den Baumstumpf einzufahren, an den sie gebunden ist, während er gleichzeitig die Riemen durchschneidet, die den blutenden Körper aufrecht halten. Die Indianer brechen in ein wildes Geschrei aus, wenn das Mädchen ohnmächtig umfällt, was als gutes Zeichen betrachtet wird. Denn nachdem der Dämon durch die Geißelung ausgetrieben wurde, braucht der neue Geist der Fügsamkeit einige Zeit, ehe er in sein Heim, nun für Lebenszeit, einkehrt.

Das unglückliche Opferlamm wird weggetragen, ihre Wunden werden ausgewaschen, und man teilt dem Bräutigam

mit, daß seine Braut jetzt vom Bösen geläutert ist. Die Weiber tanzen um den Marterpfahl, um den Zweige aufgehäuft werden, bis der Bräutigam, etwa eine Stunde später, mit einer brennenden Fackel wieder erscheint. Nachdem er eine Ansprache an den Dämon gehalten hat, der seiner Erwählten hatte Übles zufügen wollen, legt er Feuer an die trockenen Zweige und verbrennt so Dämon und Marterpfahl unter Begleitung wilder Tänze, Muschelgebläse, dem Rasseln einer Art von Tamtam und gelegentlichem leisen Schmerzgöstöhn des gemarterten Mädchens.

Auf diese grausame Zeremonie folgte ein mehrere Stunden langes Schmaufen und Trinken und dann eine richtige Tanzvorstellung, bei der sich die jungen Krieger den Körper mit Messern zerfetzten. Gegen Abend wurden die Mädchen, die sich dem Heiratsalter nähern, auf den Boden gelegt und ihrer Augenbrauen mit einem Stück gespaltenen Rohrs beraubt, worauf man ihnen blaueschwarze Linien über die Augen malte. Die ganze Nacht ging das Essen und Trinken weiter. Bei Männern und Weibern ist es üblich, ein starkes Brechmittel einzunehmen und dann zum Mahl zurückzukehren.

Die Alten und Gebrechlichen werden bei diesem Stamm auf ihre eigene Bitte lebendig begraben. Ein tiefes Loch wird in die Erde gegraben, und nach einem letzten Mahl, an dem der ganze Stamm teilnimmt, hilft man dem Opfer in die Grube. Der Unglückliche bleibt, mit dem Gesicht gegen das Dorf zu, stehen, während die Erde langsam aufgefüllt wird. Die Tiefe ist so bemessen, daß die Augen noch über dem gewachsenen Boden bleiben. Nach dem Tod wird dann der Kopf mit einem kleinen Erdhügel überdeckt.

Die tief eingewurzelte Abneigung und das Mißtrauen der Ungoninos gegen den Weißen machten genauere Untersuchungen über ihr Leben, ihre Sitten und ihren Glauben unmöglich. Alle meine Bewegungen wurden von bewaffneten Leuten peinlich überwacht. Nur einige jüngere Mitglieder des Stammes, deren Erinnerungen nicht bis in die dunkelsten Tage der Verfolgungen reichten, ließen sich zu längeren Gesprächen herbei. Augenscheinlich wurde die Stimmung des Stammes von Tag zu Tag verdrossener und gefährlicher. Nach vier Tagen gab ich endlich widerstrebend alle weiteren Forschungen auf. Als die Balsa die Mitte des Flusses erreichte, fiel ein Schauer von Pfeilen, gleichsam als Demonstratio ad oculos, ins Wasser hinter das Floß. Unter den Händen der Chunchos bogen sich die Stangen, so strengten sie sich an, das leichte Fahrzeug ins offene Wasser hinauszubringen, und dabei hätten sie mich beinahe von der glatten Oberfläche ins schokoladenbraune, von Alligatoren wimmelnde Wasser hinabgestoßen.

Sieben Tage später bestieg ich ein Maultier und ritt auf rauen Pfaden gegen die ferne schimmernde Linie der großen, weißen Kordillere. Es war ein eigentümliches Gefühl, von den dichten Wäldern und hochheißten Flüssen wegzukommen und erst die großen Steppen der Anden oder Pajonales und endlich die schneebedeckten Pässe zu betreten. Nun hatte ich den Kontinent an seiner breitesten und unbekanntesten Stelle durchquert; vor mir lag der Pazifische Ozean mit seinen Schiffen und kühlenden Seewinden. Ein- oder zweimal hielt ich an und blickte zurück über die wunderbarsten tropischen Wälder der Welt, die des Amazonengebiets. Tief unter mir, bis zum blaugrauen, dunstgefüllten Horizont und noch 5000 Kilometer darüber hinaus, lag dieses geheimnisvolle Gebiet von dämmerigen Wäldern, Öde und Verfall, das ich in vergangenen Jahren in verschiedenen Richtungen durchstreift hatte. Auf vielen dunkeln Waldplätzen und offenen Lichtungen längs der öligen Flüsse gab es da wilde Männer, Weiber und Kinder, die sich vielleicht manchmal an den weißen Mann und seine Geschenke erinnern mochten, aber niemanden, der durch einen unüberlegten Schuß aus seiner Büchse zu Schaden gekommen war.

Astronomisches vom August 1927.

Von Prof. E. Hülstötter.

Nach der Ermordung Cäsars in Rom kam sein Adoptivsohn Oktavianus nach vielen Wirren und Kämpfen zur Alleinherrschaft und begründete das römische Kaisertum. Dem neuen Herrscher schien es, als ob der bisherige Monat Sextilis des kaum eingeführten Cäsarianischen Kalenders sich den Veränderungen im Reiche besonders wohlwollend gesinnt zeige, denn die allerwichtigsten Staatsaktionen, die allemal in diesem Monat unternommen waren, hatten nie geahnte Erfolge aufzuweisen. Der Imperator, der gleichzeitig auch die oberste Würde der Priesterschaft, die des Pontifex Maximus, zu erlangen gewußt hatte, setzte daher einen Senatsbeschluß durch, nach welchem der Monat Sextilis fortan den Namen Augustus = der Erhabene oder günstig Gesinnte erhielt; im Jahre 27 v. Chr. hat Oktavian selbst diesen Namen vom römischen Volke erhalten.

Auch nach altem nordischen Volksglauben gilt diese Zeit — vielleicht sogar durch römische Überlieferung — als diejenige, in der die ganze Natur dem Menschen wohlwill. Selbst die sonst giftigen Tiere und Pflanzen galten im „Erntemonat“, wie er später deutsch benannt wurde, als ungefährlich.

Die Sternfreunde schließen sich der Auffassung, daß der August-Sternhimmel ihnen günstiger gesinnt ist als der der Vormonate, bei Betrachtung seines zunehmenden Sternglanzes gewiß gern an. Ein Blick auf die Karte allein zeigt das schon. Im Norden und Nordwesten heben sich die alten Freunde Fuhrmann, Perseus, Kassiopeia und Andromeda schon merklich wieder empor, und die „weißen Nächte“ sind verschwunden, so daß auch die südlich und südwestlich hochstehenden Sommerbilder wesentliche Unterstützung zur Hebung des Sternenglanzes am Firmament erlangen.

Der Perseus ist für die erste Hälfte des Monats, besonders aber in den Tagen vom 8. bis 12. August, von Bedeutung. Er zeigt uns durch seine Stellung das Gebiet an, aus welchem allnächtlich Sternschnuppen — und zwar in einzelnen Jahren in überreicher Fülle — in unsere Atmosphäre eindringen. Man nennt diese Meteore daher die „Perseiden“.

In der Karte ist die ungefähre Lage des Punktes durch ein P, umgeben von Pfeilen, angedeutet.

Noch ein zweiter Punkt, Apex genannt und durch ein A im südlichen Teile der Milchstraße gekennzeichnet, ist in besonders günstiger Lage für uns. Nach den neuesten Forschungen ergibt sich nämlich, daß auf diese Stelle im Weltenraum aller Wahrscheinlichkeit nach die Eigenbewegung der Sonne mit all ihrem Planetengefolge usw. gerichtet ist.

Am Abendhimmel dieses Monats treten die Planeten nun sehr zurück.

Merkur wird vor der Sonne am frühen Morgen in den Tagen vom 8. bis 12. August vielleicht dem scharfen Auge sichtbar sein, und zwar kurz nach 3 Uhr. Venus begleitet die Sonne in nächster Nähe und ebenso Mars, weshalb beide nicht zu sehen sind. Der Anblick des Mars wird uns sogar fast ein halbes Jahr entzogen sein.

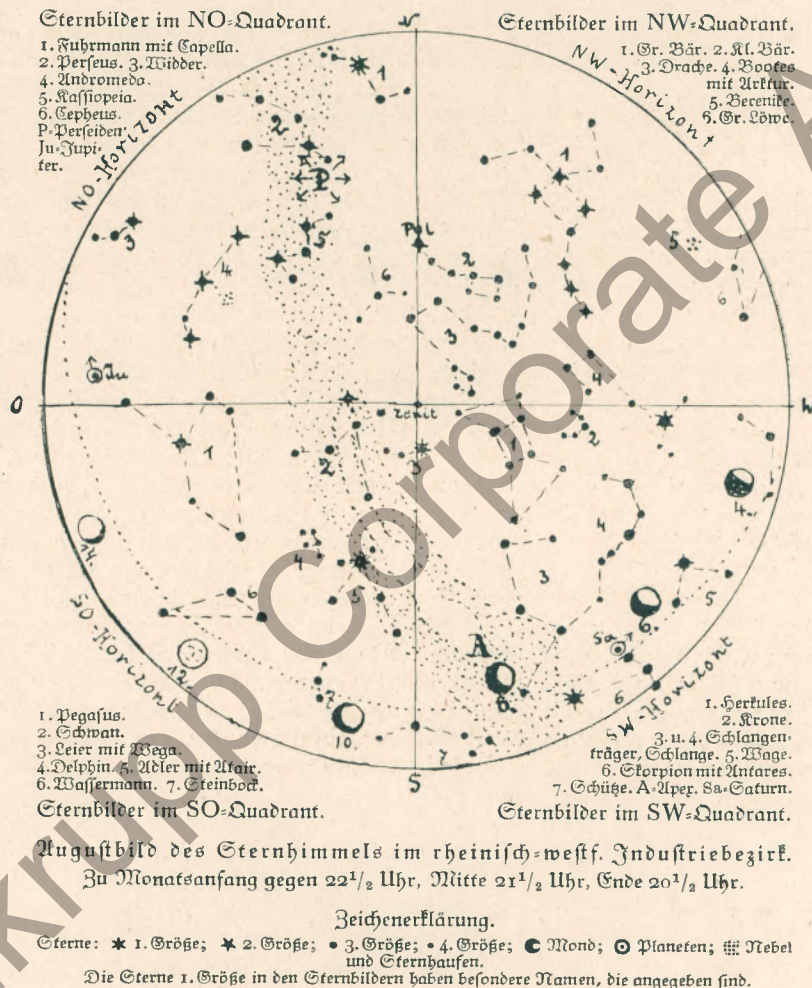
Jupiter erscheint kurz nach Sonnenuntergang im Sternbild der Fische am Osthimmel und bleibt die ganze Nacht im Gesichtsfeld; seine Mönchen werden uns mit kleinem Instrument schon interessante Stellungsbeobachtungen bieten.

Saturn, im Skorpion stehend, geht Anfang August zwischen 23 und 24 Uhr, zuletzt schon kurz nach 21 Uhr unter.

Die Sonne tritt aus dem Sternbild Krebs in das des Löwen über, und die Tageslänge von anfänglich noch 15½ Stunden vermindert sich bis auf 13¾ Stunden. Ihr Aufgang, der am 1. August 4.59 Uhr stattfindet, verspätet sich bis zum 30. August auf 5.45 Uhr; die entsprechenden

Sonnenuntergänge sind dann 20.18 Uhr bzw. 19.21 Uhr.

Der Mond kommt am 5. August 19.05 Uhr ins erste Viertel, dem am 13. August 5.37 Uhr die Vollmondstellung folgt; das letzte Viertel erreicht er am 19. August 20.55 Uhr, und als Neumond wird er am 27. August 7.46 Uhr unsichtbar sein. Auch in diesem Monat noch zeigt er uns durch seine Bahn, wie tief die Ekliptik in den Sommernächten zu unserem Horizont liegt, im Gegensatz zu dem großen Tagesbogen der Sonne, die damit die hohe Lage des anderen Ekliptikteils am Tage erkennen läßt





„Möge dieses Haus dereinst ein starkes, ein pflichttreues und ein einiges Geschlecht erziehen helfen!“

Die Grundsteinlegung der Deutschen Turnschule im Sportforum.

Von Franz Breithaupt, Geschäftsführer der Deutschen Turnerschaft.

Vor wenigen Wochen wurde an dem Ostende des Sportforums in Charlottenburg-Berlin in Gegenwart des Reichspräsidenten von Hindenburg der Grundstein der Deutschen Turnschule gelegt. In ihr soll das deutsche Turnen gelehrt werden, in der Hauptsache für Mitglieder der D.T., die in ihren Vereinen als Vorturner und Vorturnerinnen tätig sein werden. Aber nicht nur der rein fachliche Betrieb wird in der Deutschen Turnschule gelehrt werden, vielmehr sollen auch Lehrgänge für Verwaltungsbeamte und auch Lehrgänge, die die geistige und vaterländische Einstellung der D.T. behandeln, eingeführt werden.

Die Mittel für die Errichtung der Deutschen Turnschule sind zum größten Teil aufgebracht worden durch freiwillige Spenden, durch Beiträge vom Reich, von einzelnen Städten, Landgemeinden und warmen Förderern der deutschen Turnsache. Noch sind die Gelder für den endgültigen Bau nicht ganz vorhanden; man hofft aber, daß im Laufe des

Jahres auch die verschiedenen Wirtschaftskreise die Aufbringung der Gesamtkosten ermöglichen werden.

Bei der Grundsteinlegung der Deutschen Turnschule war der Wettergott der Sache günstig; schönes, warmes Sommerwetter war der Deutschen Turnerschaft beschieden. Turnerverordnungen aus allen Kreisen der D.T. waren nach Berlin gekommen, um an der Feier teilzunehmen. Kurz vor 6 Uhr trafen Fahnenabordnungen ein, die sich zu beiden Seiten des Zeltes des Reichspräsidenten aufstellten und so dem Platz ein farbenprächtiges Bild gaben. Tausende von Turnern und Turnerinnen umrahmten den Platz; auf dem Platz selbst nahmen die Geister in ihrer schmucken weißen Kleidung Aufstellung, denen sich dann noch die studentischen Korporationen anschlossen.

Punkt 6 Uhr wurde das ehrwürdige Banner der D.T. durch deren 1. Vorsitzenden, Oberstudiendirektor Dr. Berger, auf den Platz geführt,

dabei senkten die Fahnenabordnungen ihre Fahnen zum Gruß. Kurz darauf erschien der Reichspräsident von Hindenburg, dessen Kommen schon durch die „Gut Heil!“ rufende und Spalier bildende Jugend angekündigt wurde. Als der Reichspräsident den Festplatz betrat, brauste ihm ein dreifaches „Gut Heil!“ entgegen.

Die Feier begann mit dem gemeinsamen Gesang des Liedes „Wem der Jugend Ideale“. Nachdem der Choral „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ verklungen war, hielt der 1. Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Professor Dr. Berger, folgende Ansprache:

„Hochverehrter Herr Reichspräsident! In Ehrfurcht danke Ihnen die Deutsche Turnerschaft, deren Arbeit Sie seit Jahrzehnten gewürdigt und anerkannt haben, daß Sie trotz des Übermaßes von Verpflichtungen Ihre kostbare Kraft und Zeit hergeben, der heutigen Feier ihre besondere Weihe zu verleihen.

Der Plan, eine Deutsche Turnschule zu bauen, liegt seit drei Jahren vor und hat seitdem wieder und wieder Umgestaltungen erfahren. Daß er nunmehr hier, am Ostende des Sportforums, zur Ausführung gelangt, danken wir in erster Linie dem Reichstag, der von seinen Bewilligungen für den Ausbau des Sportforums einen wesentlichen Teil für den Bau der D.T. bestimmt hat. Es ist mir ein Bedürfnis, dafür den Vertretern des Reichstages, der Reichsministerien und des Reichsrates den Dank der D.T. auszusprechen.

Gleichen Dank den Ländern, Städten, Kreisen, Landgemeinden, den Wirtschaftskreisen, den Mitgliedern und Freunden der D.T., die je nach ihren Kräften uns wertvolle Beihilfen bereits gegeben oder in Aussicht gestellt haben.

Einen besonderen Dank muß ich aber heute dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen und seinem ersten Vorsitzenden, Erzellenz Lewald, aussprechen. Als der Grundstein zum Sportforum gelegt wurde, gehörte die D.T. dem D.R.L. nicht an. Trotzdem lud Erzellenz Lewald die D.T. ein, ihre Turnschule auf dem Gebiet des Sportforums zu errichten. Inzwischen haben D.R.L. und D.T. eine neue Gemeinschaft geschlossen unter dem alten Namen, und der D.R.L. ist der D.T. in jeder Weise entgegengekommen und hat ihr geholfen, die zahllosen Hemmnisse zu beseitigen, die sich der Ausführung der Baupläne immer wieder in den Weg stellten.

So ist dieser Grundstein ein Zeichen freundschaftlicher Zusammenarbeit in der neuen Gemeinschaft und des Vertrauens, daß eine Deutsche Turnschule, die sich sogar nicht Hochschule nennt, sondern ganz schlicht Turnwarte ausbilden will für die kleinsten Vereine in Stadt und Land, mit einer vollwertigen Deutschen Hochschule für Leibesübungen zusammenarbeiten kann, vielleicht sogar zu beiderseitigem Nutzen.

Was wir sonst von der Deutschen Turnschule erwarten, versage ich mir bei der Kürze der mir zugestandenen Zeit hier auszuführen. Wir wollen an ihr erproben, auf welche Weise wir am besten dem schreienden Mangel an Turnerführern in allen Teilen des Vaterlandes und in den deutschen Siedlungen außerhalb der Reichsgrenzen abhelfen können, und dann auf Grund der Erfahrungen weitere deutsche Turnschulen in Leipzig und anderen turnerfreundlichen Städten errichten.

Eine Änderung in den Zielen und Aufgaben der D.T. bringen die Deutschen Turnschulen nicht mit sich, von diesen Zielen brauche ich also nicht zu reden. Wir sehen in den Schulen ein wertvolles und wichtiges Mittel, diese Ziele und Aufgaben schneller zu erfüllen. Sie sollen keineswegs nur fachliches Können, sondern vor allem den Geist der D.T. bis in den kleinsten Dorfberein hineinbringen und das Gefühl der Verantwortlichkeit vor der deutschen Zukunft im letzten und jüngsten Mitglied steigern. Dieser Geist aber ist kein anderer als der Geist Jahns, den er vor fast 120 Jahren in seinem „Deutschen Volkstum“ niedergelegt hat.

Die Deutschen Turnschulen werden ohne Geräusch arbeiten, jahraus, jahrein, und ihre Schüler werden ihr Leben hindurch am Volke arbeiten, still und uneigennützig, wie bisher. Gerade darum durfte diese Feier, die am Anfang des Lebens dieser Turnschule steht, nicht ebenso still vor sich gehen, sondern mußte bis in alle

Zukunft hinaus zeigen, daß die Stellen, die heute vor allem für die Entwicklung unseres Volkslebens verantwortlich sind, die stille, treue, uneigennützig Arbeit der Turner am deutschen Volke zu schätzen wissen.

In diesem Sinne schließen sich meinem Dank für Ihr Erscheinen alle Vertreter der D.T. an und bekräftigen das durch ihren Turnerruf

„Gut Heil!“

Nach dieser Ansprache folgte die Grundsteinlegung. Reichspräsident von Hindenburg weihte den Grundstein mit folgenden Worten:

„Möge dieses Haus dereinst ein starkes (1. Hammerschlag), ein pflichttreues (2. Hammerschlag) und ein einiges (3. Hammerschlag) Geschlecht erziehen helfen!“

Dann folgten:

1. der Reichsminister des Innern, Herr von Reudell, für das Reichsministerium des Innern:

„Wir gedenken des alten Turner-Wahlspruches:

Frisch, fromm, frei,

und bekennen uns heute dazu als einer Mahnung für die Gegenwart, ein starkes Geschlecht, ein gottesfürchtiges Volk, ein freies Vaterland.“

2. Herr Schulz (Frankfurt a. d. O.), Mitglied des Reichstages, für den Deutschen Reichstag:

„Mögen aus diesem Hause Männer und Frauen in das Land hinausziehen, die, berufen zu Führern der deutschen Jugend, an unserer Jugend wirken, daß sie werde wehrhaft und wahrhaft, stahlhart und stark, deutsch bis ins Mark!“

3. der Herr Minister für Volkswohlfahrt, Hirtsfelder, für Preußen:

„Des Hauses Grundstein wir heut legen;
Die in ihm wirken, mögen pflegen
Des Körpers Kraft, des Herzens Tugend,
Zum Segen unsrer deutschen Jugend.“

4. der 1. Vizepräsident des Preussischen Landtages, Erz. Dr. v. Kries, für den Preussischen Landtag:

„Möge der turnerische Wettbewerb das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Volksgenossen stärken und dazu beitragen, daß der Jahrtausende alte Erbfehler der Deutschen, die innere Uneinigkeit, endgültig überwunden wird.“

5. der Bürgermeister der Stadt Berlin, Herr Dr. Scholz, für Berlin:

„Ihr deutschen Turner in Stadt und Land, hört die Wünsche des Vertreters der Stadt Berlin, die die drei Hammerschläge auf den Grundstein eures Hauses begleiten! Der erste gelte der Einigkeit unseres Vaterlandes, der zweite gelte dem deutschen Recht, das wir alle erstreben, der dritte der heiligen Überlieferung der D.T., fortzuschreiten im Bewußtsein deutscher Freiheit.“

6. der 1. Vorsitzende des D.R.L., Herr Staatssekretär a. D. Erz. Dr. Lewald, für den D.R.L.:

„Du, Turnschule der D.T., Eckstein des deutschen Sportforums, diene dem Heil der Deutschen Turnerschaft, sei eine Schmiede deutscher Manneskraft!“

7. der stellvertretende Oberturnwart der D.T., Oberschullehrer Steding (Bremen), für die D.T.:

„Von der Hasenheide Jahns bis zur Turnschule der D.T. ein weiter Weg, doch stets ein Wille und ein Ziel. Der Jahn'sche Geist, der Geist der D.T., soll künftighin von diesem Haus in alle Gänge strömen, und frische, frohe Arbeit im Gewand der Freude soll diese Räume füllen für deutsches Turnen, deutsches Volkstum, für Freiheit, Ehre, Vaterland! „Gut Heil“ dem deutschen Vaterland!“

Schach und Rätsel.

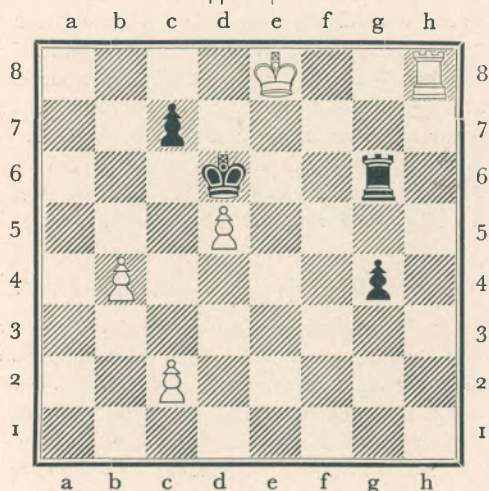
Schachzettel.

Bearbeitet von Heinz Bollmer.

Aufgabe Nr. 29.

Von H. Rieck, Barcelona.

Endspielstudie.



Weiß zieht und gewinnt.

Weiß 5 Steine: Ke8; Th8; Bb4, c2, d5.

Schwarz 4 Steine: Kd6; Tg6; Bc7, g4.

Sehr einfach — wenn man die Idee kennt!

Lösung der Aufgabe Nr. 27 (2 #).

1. Da8 — e8

2. Bc2 — c3 #

1. Tc3 × c6 (— c4)

usw. in 7 Varianten.

Notizen.

Wie wir bereits im letzten Heft erwähnten, hat unsere Anregung bezüglich eines Fernturniers der „Wert“-Schachfreunde allgemeinen Beifall gefunden. Auf Grund des uns zur Verfügung stehenden Materials haben wir uns entschlossen, vorläufig fünf Paarungen zusammenzustellen, die zu gleicher Zeit je 2 Partien miteinander austragen. Die Zusammenstellungen sind selbstverständlich rein willkürlich, da uns die Partiestärke des einzelnen unbekannt ist; das Turnier wird darüber Aufschluß geben.

Die Paarungen lauten:

1. H. Nacken, Bochum, Rosenstraße 8 — H. Maufner und M. Figueras, Cornella de Llobregat, Siemens-Werke (Spanien).

2. H. Höbelmann, Menglinghausen, Post Barop — L. Hegemann, Mengede, Am hohen Teich 23.

3. F. Eibisch, Lichtentanne i. Sa., Bahnhofstr. 12 I. — H. Brieden, Marten b. Dortmund, Germaniastr. 27.

4. H. Stork, Rütgendortmund, Schloß Dellwig — Fr. Wittmann, Nürnberg, Ragnwanger Str.

5. J. Göres, Hornbruch b. Dortmund, Ludwigstr. 8a — Münch, Duisburg, Karl-Lehr-Str. 11.

Weitere Paarungen folgen im Septemberheft.

a) Das Turnier beginnt am 1. September; jeder hat bei den 2 Partien Weiß und Schwarz.

b) Nach Möglichkeit geschieht jede Woche in jeder Partie ein Zug.

c) Die beendeten Partien sind dem Schachleiter des „Wert“ einzureichen, der eine Reihe von ihnen glossiert und veröffentlicht, außerdem die schönste Partie mit einem Schönheitspreis auszeichnet.

d) Es wird gebeten, jede Partie zu vollenden und nicht vorzeitig abzubrechen.

Rätsellecke.

Silbenrätsel.

Aus den Silben bzw. Buchstaben: a - a - a - al - an - b - bau - ban - ber - berg - c - da - de - de - dem - den - di - di - dru - drun - e - e - e - e - elms - er - eu - fe - feu - fund - fut - ge - ge - gel - gen - gi - gig - gramm - gru - gu - gung - ham - in - ka - köhl - körd - kus - lan - land - li - li - ling - mas - mi - mon - mu - muß - na - nas - ne - ne - ne - nep - neu - nid - nie - nolf - not - nur - o - o - o - org - pe - pi - po - qua - ra - ra - re - re - tell - reuth - ri - sau - schif - schla - schou - se - son - tan - te - ter - ter - ting - tun - un - un - vi - vi - vi - wam - weiß - wig - zen sind 39 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch Rückerts ergeben.

- | | |
|------------------------------|----------------------------------|
| 1. Eine Neusilberlegierung. | 21. Männlicher Vorname. |
| 2. Hafenstadt Südamerikas. | 22. Apfelsorte. |
| 3. Alphabet. | 23. Heze. |
| 4. Stadt in Bayern | 24. Lichterscheinung. |
| 5. Paradies. | 25. Insel im Atlantischen Ozean. |
| 6. Bekannter Rekordläufer. | 26. Musikinstrument. |
| 7. Wahlspruch. | 27. Berühmter Erfinder. |
| 8. Indianerhütte. | 28. Höchstleistung. |
| 9. Herrscherfamilie. | 29. Blume. |
| 10. Stern im Bild des Orion. | 30. Bekannter Schriftsteller. |
| 11. Stadt in Syrien. | 31. Katholischer Kirchenfürst. |
| 12. Russischer Bauer. | 32. Insel im Tyrrhenischen Meer. |
| 13. Gemälde. | 33. Sinnspruch. |
| 14. Ehemaliges Herzogtum. | 34. Stadt in England. |
| 15. Schmetterling. | 35. Muse. |
| 16. Bekannte Sendestation. | 36. Wassergott. |
| 17. Oper. | 37. Gefährt. |
| 18. Epos. | 38. Arena. |
| 19. Stadt in China. | 39. Männlicher Vorname. |
| 20. Unredlichkeit. | |

Besuchskartenrätsel.

Von L. Telgmann.

W. A. Küfner

Greirath

Welchen Beruf hat dieser Herr?

Scherzrätsel.

Von L. Telgmann.

Vergeßlich sucht man ihn im Leben,
Und doch ist er inmitten der Natur,
In aller Blütenpracht und allem Streben,
Wenn auch im kleinen nur.
Wo Anstand herrscht, darf er nie fehlen,
Der Böse braucht ihn selbst beim Stehlen.
So findet man ihn immer in der Welt,
Wer ihn nicht braucht, der ist ein Held.

* Wie uns mitgeteilt wird, ist das Wort „Denksport“ eine Erfindung des Ministerialrats Dr. Beyer und diesem gesellig geschickt. Wir verweisen unsere Leser auf die nachstehende Denkaufgabe: Wer findet den neuen Kopf?

1. Denkaufgabe.

Wer findet den neuen Kopf?

Wie aus umstehender Fußnote hervorgeht, ist das Wort „Denksport“ eine Erfindung des Herrn Ministerialrats Dr. med. E. Beyer, diesem gesetzlich geschützt und seine Anwendung nicht gestattet.

Auf der — bisher erfolglosen — Suche nach einem kurzen schlagkräftigen Wort an Stelle des bisherigen Titels „Denksport“, das den Inhalt unserer Rätselseite (Schach, Rätsel, Denkaufgaben) treffend umreißen soll, wenden wir uns an unsere Schach- und Rätselfreunde und setzen für die von uns zur Veröffentlichung angenommene Bezeichnung einen Barpreis von 20 RM. aus. Alle Rechte gehen mit dem Erwerb des preisgekrönten Wortes an uns über. Die Vorschläge sind auf einer Postkarte an uns einzureichen, die auf der Vorderseite nur das vorgeschlagene Wort, auf der Rückseite die genaue Anschrift des Bewerbers trägt. Die Einreichung mehrerer Vorschläge ist zulässig, jedoch darf jede Postkarte nur einen Vorschlag enthalten. Endtermin: 10. September 1927.

2. Denkaufgabe.

Wie erwecke ich Zahlen zum Leben?

Seite 34 dieser Nummer enthält drei Bilder von der im Bau befindlichen Mittellandkanal-Schleuse bei Anderten.

Einige wenige Zahlen versuchen eine Vorstellung von der Größe des Bauwerkes zu geben. Wer, ohne zurückzublätern, überlegt, was ihm von den Zahlen im Gedächtnis haften geblieben ist, wird — vielleicht mit einer gewissen Beschämung — eine mehr oder weniger große Leere in seiner Gehirnkartothek feststellen, vorausgesetzt, daß er sich nicht der Mühe unterzogen hat, durch irgendwelche sinnfälligen Vergleichsmaßstäbe die toten Zahlen zum Leben zu erwecken.

Um unsere Leser zur Erfindung von Rezepten anzuspornen, die geeignet sind, eine derartige „trockene Rohkost“ schmackhaft und verdaulich zu machen, laden wir zur Beteiligung an einem Wettbewerb ein: „Wie ich den Artikel geschrieben hätte“.

Die Vorschläge sind in Form eines Aufsatzes von höchstens 50 Zeilen (rd. zwei Quartseiten, einseitig beschrieben) bis zum 10. September 1927 einzureichen. Die nach Ansicht der Schriftleitung der Aufgabe am besten gerecht werdende Lösung wird gegen übliches Honorar veröffentlicht. Das Aussehen weiterer Buch- und Bildpreise behalten wir uns vor.

Lösungen der Rätsel in Heft 7.

Denkaufgabe.

„Der nachdenkende Rangiermeister.“

Die Lokomotive fährt über Weiche 4 und setzt den Waggon von Schuppen 2 auf die Drehscheibe. Die Maschine fährt leer zurück über Weiche 4, Strecke A, durch Weiche 3 und drückt den Waggon von Schuppen 1 bis an die Drehscheibe. Der Waggon von Schuppen 2 ist inzwischen gedreht worden und wird jetzt an den Waggon von Schuppen 1 angekoppelt. Die Maschine fährt mit beiden Wagen über Weiche 3 auf Strecke A zwischen die Weichen 3 und 4. Hier wird der Waggon von Schuppen 2 abgekoppelt, und die Maschine fährt mit dem Waggon von Schuppen 1 wieder über Weiche 3 an Schuppen 1 vorbei und setzt diesen Wagen auf die Drehscheibe. Die Maschine fährt leer zurück, holt den auf der Strecke A stehenden Waggon und setzt diesen an Schuppen 1. Dieser Waggon, welcher ursprünglich an Schuppen 2 stand, steht also richtig. Die Maschine fährt über die Weiche 3, Strecke A, durch Weiche 4 an die Drehscheibe und zieht den ursprünglich an Schuppen 1 gestandenen Waggon bis an Schuppen 2 zurück. Beide Waggonen stehen nunmehr richtig, und die Maschine hat auf der Strecke A Bewegungsfreiheit.

Rätselsprung.

Wer den wuchtigen Hammer schwingt,
Wer im Felde mäht die Ähren,
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren,
Wer Stromen den Nachen zieht,
Wer bei Woll' und Werg und Flachse
Hintern Webstuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse:
Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hintern Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Buchstabenrätsel.

1. Gladiator
 2. Diagonale
 3. Richard
 4. Strauß
 5. Nanie
 6. Kunde
 7. Neugier
 8. Karfunkel
 9. Station
 10. Speer
 11. Manna
 12. Harburg
 13. Stiefel
 14. Engerling
 15. Alligator
- Johann Gutenberg.



Ein Passagier besteigt in wackeligem Zustand den Dampfer auf dem Starnberger See. Er richtet auf dem Schiff allerlei Unfug an. Erzürnt ruft ihm der Kapitän zu: „Wollen Sie sich wohl ruhig niederlegen, sonst werfe ich Sie in den See!“ Darauf der Mann: „Bals mir das nochmal sagst, sauf i die ganze Lachn aus, nacha kannst mit dem Schlitt'n auf'm Sand hamfahen!“ (Das Illustrierte Blatt.)

Das untrügliche Barometer. „Edison soll doch jetzt 'nen automatischen Gewitteranzeiger erfunden haben.“

„Den haben wir schon lange im Geschäft. Wenn unser Chef die Post durchgesehen hat und zweimal hintereinander hüstelt, dann wissen wir, daß das Gewitter gleich losgeht.“ („Fliegende Blätter“.)

Der kleine Schlauberger. Fritz hatte eine tiefwurzelnde Abneigung gegen das Waschen. Eines Tages sagte sein Vater zu ihm: „Fritz, wenn du dir heute den Hals waschen läßt, dann gehen wir in den Zirkus.“ Da antwortete Fritz: „Und wenn du keine Karten mehr kriegst, dann stehe ich da mit meinem gewaschenen Hals.“ (Zeichen-Zeitung.)

Die große Schnauze. Auf der Straße nach Trossingen fährt ein Wagen mit Langholz. Hinterher kommt ein elegantes Auto. Der Herr im Auto ist Berliner und ärgert sich über den dummen Bauern. „So ein Blödsinn,“ schimpft er, „mit den langen Baumstämmen versperrten Sie ja die ganze Straße! Und wozu? Ist total zwecklos! Das einzig Vernünftige wäre gewesen, Sie hätten das Holz in Stücke zersägt! Dann wäre es viel leichter zu befördern gewesen.“ — „Ha noi,“ gibt ihm der Bauer zur Antwort, „grad die ganz lange Stämme' brauche se in Trossingen in der Fabrik. Da mache se die Mundharmonikas für d' Berliner draus!“

(Reclams Universalum.)

Vor dem Mergentheimer Musikpavillon stehen zwei Damen, als gerade die Abschiedsinfonie von Haydn gespielt wurde, bei der ein Musiker nach dem anderen sein Instrument niederlegt und abgeht. Mit wachsenem Interesse sehen beide Damen diesem merkwürdigen Schauspiel zu. Als der letzte Musiker sich hinausgeschlichen hatte, flüsterte eine Dame der anderen zu: „Ja, ja — unser Mergentheimer Wasser!“ (Berl. Zll.)

Büchermarkt.

Weltgeist-Bücher.

Ein neuer Name — ein neuer Zweck! Die Weltgeist-Bücher kommen nicht zu den Käufern der Halblederbände, sie kommen zu allen denen — und es ist wohl der größere Teil der bildungsfreudigen, buchbedürftigen Masse —, die sich den Luxus von Halblederbänden nicht leisten können. Die unter dem Motto: „Weltgeist-Bücher umfassen den Geist der ganzen Welt“ auf holzfreiem Werkdruckpapier mit sorgfältigstem Schnellpressendruck (nicht Rotationsdruck!) und in vorbildlich schönen Ganzleinen-Einbänden hergestellten Bändchen machen einen ganz ausgezeichneten Eindruck. Jede Nummer, bis zu 5 Bogen stark, kostet in Ganzleinen gebunden nur 0,65 RM. Hier tut sich eine Möglichkeit auf für alle diejenigen, die bisher abseits vom Besitz eines Buches stehen und sich mit broschierten Ausgaben begnügen mußten. Nach dem uns vorliegenden Material kann gesagt werden, daß die Weltgeist-Bücher alle Gebiete der Literatur vereinigen. In ihnen ist sowohl das antike Drama wie die moderne deutsche, französische und englische Erzähler-Literatur vertreten. Neben philosophischen und staatswissenschaftlichen Werken steht heiterer Unterhaltungsstoff. Empfehlenswert in ihrer Billigkeit, in der Solidität und Schönheit der Ausstattung und in der Vereinigung klangvoller Namen des alten, neuen und neuesten Schrifttums der ganzen Welt dürften die Weltgeist-Bücher sich schnell eine große Schar überzeugter Freunde gewinnen.

Mussolini, Lebensgeschichte. Nach autobiographischen Unterlagen von Margherita G. Sarfatti. Deutsche Ausgabe von Alfred M. Balte im Verlag Paul List, Leipzig.

Vielleicht hat Margherita Sarfatti zu lange und zu nahe unter dem Eindruck der Persönlichkeit Mussolinis gestanden, um nicht die Sachlichkeit von der Bewunderung trüben zu lassen. Trotzdem, das Buch besteht zum großen Teil aus autobiographischen Angaben, und diese genügen allein, die Bedeutung des Mannes Mussolini erkennen zu lassen. Der Deutsche darf an diesem Manne und seinem Werke, dem Faschismus, nicht vorübergehen, darf sich selbst von den antideutschen Äußerungen in diesem Buche nicht irre machen lassen. Er kann es nicht, wenn er sieht, wie Mussolini sein inneres Wesen dem geistigen Einfluß deutscher Männer (Schopenhauer, Nietzsche, Marx, Schiller, Platen, Klopstock) verdankt, und seine Ablehnung deutschen Wesens erscheint als versteckte Bewunderung. Klare Erkenntnis der Verhältnisse im heutigen Italien, wie sie dieses Buch vermittelt, muß auch dem Antifaschisten im Interesse der Annäherung beider Völker willkommen sein. — Mussolinis Forderung an die Italiener, nationalbewußt zu sein, hat uns viel zu sagen. Was er von seinem Volke verlangt, will er den deutschen Minderheiten in Südtirol nicht zugestehen. — Dieses Buch hat in Deutschland seinen Zweck erfüllt, wenn es uns warnt, den gefährdeten Deutschen in den Grenzländern in ihrem Kampf um die Nationalität helfend zur Seite zu stehen. Und wenn Mussolini, wie es dies Buch uns darstellen will, nicht nur die große Persönlichkeit, sondern auch der kluge Staatsmann ist, dann wird er den zähen Widerstand der deutschen Minderheiten in Südtirol anerkennen und, Recht vor Gewalt setzend, die Hand zur friedlichen Zusammenarbeit reichen müssen. — Wenn dieses Buch auch dazu helfen könnte, so hätte es seinen Zweck wahrhaft erreicht.

Probleme der Großstadttechnik von Ing. Eduard Pfeiffer. Dietz & Co. (Frankh's Techn. Verlag), Stuttgart. 80 Seiten. Preis geh. 1,80 RM., geb. 2,50 RM. Das 80 Seiten umfassende Buch ist ungemein interessant und zeitgemäß. Das Verständnis der angeschnittenen Fragen wird ganz wesentlich durch 36 gute Abbildungen und Skizzen erleichtert. Im Vorwort sagt der Verfasser selbst, daß es unmöglich sei, alle Probleme der heutigen Großstadt-

technik im Rahmen seines Buches einigermaßen zu beleuchten und zu zergliedern. Die Durchsicht des Buches zeigt, daß vielleicht ein Zielzuebel an Anregungen und Gedanken geboten wird. Einfach und klar verständlich, immer in Anlehnung an das „große“ Vorbild Amerika, wo auch nur mit Wasser gekocht wird, lenkt Ing. E. Pfeiffer die Aufmerksamkeit der Kommunen, der Städtebauer, Architekten, Soziologen und vor allem Techniker auf die einzelnen besonderen Interessengebiete. „Besonnenheit!“ ist seine Mahnung. Die Technik wird mit den Problemen schon fertig.

Industrielle Unfallverhütung auf der Grundlage der wissenschaftlichen Betriebsführung, ein Ratgeber für Werkleitungen, Sicherheitsingenieure und Betriebsräte, von Dr. A. Martens Verlag von Reimar Hobbing, Berlin SW 61, 12 Abbildungen.

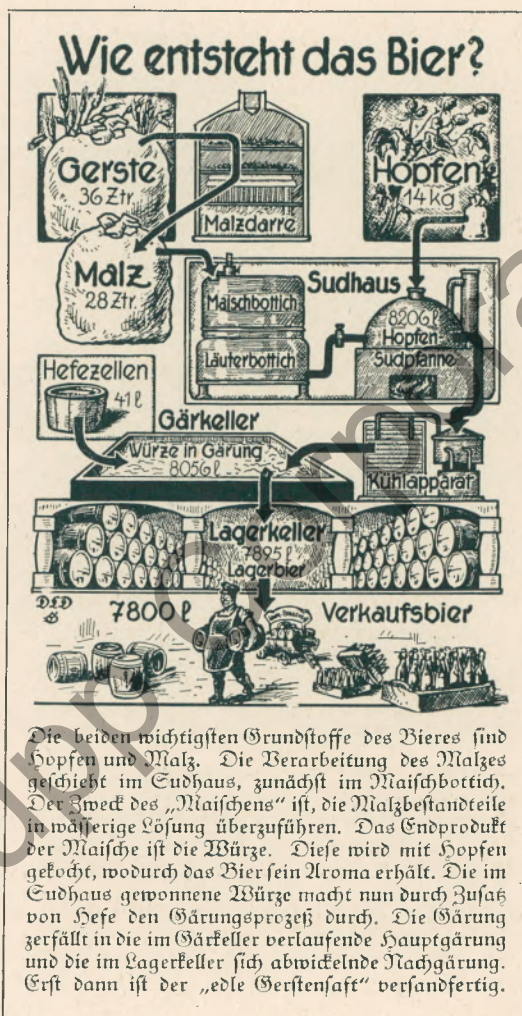
Das 100 Seiten umfassende Buch verdient überaus ehrliche und ernste Beachtung sowohl von Seiten der Werke als auch der Arbeiterschaft und der Berufsgenossenschaften. Richtungsgebend will der Verfasser, der seit Jahren führend in der Unfallverhütung tätig ist, wirken. Aus der Praxis für die Praxis, aber alles auf dem Wege systematischer, zielbewusster, vor allem bewährter Methoden! Die Ausdrucksweise ist leicht verständlich und packend, getragen von der Begeisterung für die gute Sache. Der nüchternen Sachlichkeit hätte ein Mehr von Abbildungen noch besser gedient, aber auch so wird das Buch allenthalben wichtige Anregungen zum zweckmäßigen Ausbau der Unfallverhütungsmaßnahmen geben können. Bücher dieser Art können nie zu viel erscheinen!

Die Eisengewinnung von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. R. Oldenbourg, Verlag, München, 50 Seiten. Preis 1,60 RM.

In Heft 4 der Sammlung „Werdegang der Entdeckungen und Erfindungen“ geben Dr. v. Schwarz, Professor an der Technischen Hochschule in München, und Dr. Dannemann, Dozent für die Geschichte der Naturwissenschaften an der Universität Bonn, auf 50 Seiten einen kurzen Überblick über die Eisengewinnung von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. An Hand zahlreicher Abbildungen, zum Teil nach den im Deutschen Museum in München befindlichen Modellen, erörtern die Verfasser alle Verfahren der Eisenproduktion: Hochofenprozeß, Statistil der Eisenerzeugung, Puddel- und Bessemer-Verfahren, Elektrostahlerzeugung usw. Die Abhandlung ist klar und in einem flüssigen, leicht verständlichen Stil geschrieben. Dem gebotenen Stoff entsprechend, setzen die einzelnen Aufsätze jedoch eine gewisse technische Vorbildung voraus.

Wedding, H.: Das Eisenhüttenwesen. 7. Aufl. 33.—36. Tausend. Bearb. von Friedrich Wilhelm Wedding. Mit 22 Abb. Leipzig u. Berlin, V. G. Teubner. 1927. 134 S. 8°. Geb. 2 RM. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 20.)

Vor nunmehr 27 Jahren erschien die erste Auflage dieses Werkes, dem Vorträge zugrunde lagen, die der Altmeister Hermann Wedding auf Veranlassung der Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen in der damaligen Berliner Bergakademie vor Arbeitern hielt. Die nunmehr vorliegende Auflage hat die gemeinfaßliche Form beibehalten, jedoch die einzelnen Kapitel den technischen Fortschritten entsprechend umgestaltet und bereichert. So wird das Werkchen auch in seiner jetzigen Fassung den Kreisen nützlich sein, für die es bestimmt ist.



Die beiden wichtigsten Grundstoffe des Bieres sind Hopfen und Malz. Die Verarbeitung des Malzes geschieht im Sudhaus, zunächst im Maischbottich. Der Zweck des „Maischens“ ist, die Malzbestandteile in wässrige Lösung überzuführen. Das Endprodukt der Maische ist die Würze. Diese wird mit Hopfen gekocht, wodurch das Bier sein Aroma erhält. Die im Sudhaus gewonnene Würze macht nun durch Zusatz von Hefe den Gärungsprozeß durch. Die Gärung zerfällt in die im Gärkeller verlaufende Hauptgärung und die im Lagerkeller sich abwickelnde Nachgärung. Erst dann ist der „edle Gerstensaft“ versandfertig.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 8, August 1927, Jahrgang VII.)

	Seite		Seite
Vom Berufsgewissen. Von Paul Hohe	1—2	Die größte Schleuse Europas. (Ill.)	34
Aus einem alten bergischen Hammerbuch. Von Dr. H. Schubert	2—3	Qualitätsware. Von Dr. E. Blume	35—36
Stätten der Arbeit. Von F. Mielert, Dortmund. (Ill.)	4—7	Kraftsparende Körperhaltung. Von Dr. E. Meyer. (Ill.)	36—37
Die unsichtbare Hand. Erzählung von R. Olbricht	8	Das Münchener Handwerk. Von Dr. R. Schupp (Ill.)	38—39
Krankheiten und Heilkunde der Vorzeit. Von Dr. H. Popp, München. (Ill.)	9—12	Unter den Wilden am Amazonas	40—41
Schiff in Not! Roman von Lu Volbehr. 6. Fortsetzung	13—16	Astronomisches vom August 1927. Von Prof. Dr. Hülskötter	42
Einem jungen Freunde. Denkpruch von G. Singerhoff	16	Die Grundsteinlegung der Deutschen Turnschule im Sportforum. Von F. Breithaupt. (Ill.)	43—44
Bayreuther Aufstakt. Von G. Daeglau	17	Schach und Rätsel	45—46
Ein deutscher Maler. Von D. Hanneforth. (Ill.)	18—19	Büchermarkt	47
Hände. Von R. van Rietshoten. (Ill.)	20—21	Inhaltsverzeichnis	48
Rathäuser. (Ill.)	22—23	Schaubilder aus Wirtschaft, Politik und Leben:	
Technische Gedenktage	24	Ursache der Unfälle in den verschiedenen Ländern	24
Erkennen und Handeln. Von F. Bechtold	25—26	Bedeutung der kinderreichen Familien	35
Berufsauslese durch Eignungsprüfung. Von A. Brede. (Ill.)	27—29	Die gewerbliche Gliederung	26
Die Goldwage	30—31	Tod den Fliegen!	37
„Cap Arcona.“ (Ill.)	32	Wie das Bier entsteht	47
Riesenskelette. (Ill.)	33	Kunstdruckbeilage: Strickende Alte. Radierung von A. Schellerer.	

Zahlreichen Anregungen unserer Leser entsprechend, haben wir

SAMMELMAPPEN

für den laufenden Jahrgang anfertigen lassen. Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „DAS WERK“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrgangs stets von neuem zu verwenden.



DIE MAPPEN SIND IN ZWEI AUSFÜHRUNGEN ERHÄLTlich

HALBLEINEN: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton
Preis RM. 1.25

GANZLEINEN: Besonders starke, dauerhafte Ausführung. Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartonvorstoß und Randverschnürung. Preis RM. 2.50

Zu den vorgenannten Preisen treten die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bestellungen sind entweder bis zum 22. eines jeden Monats bei den Auslieferungsstellen des „Werks“ (wegen Portoersparnis empfehlenswert) oder unmittelbar bei der Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 28, aufzugeben. Die Auslieferung erfolgt im ersten Falle mit der Lieferung des folgenden Heftes, im zweiten Falle unmittelbar nach Eingang der Bestellung.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer-Ortsverkehr 13000, Fernverkehr 23000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.